Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Hirell, die Tochter des Calvinisten.

Erster Band.

Sirell,

die Tochter des Calvinisten.

Roman

von

John Saunders.

Verfasser von „ Abel Drake's wife."

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.

Erstes Kapitel.

John Rymer Cunliff.

Das helle Tageslicht strömt aus dem kleinen Gewächshause auf John Cunliff's Gesicht, während er sich in seiner prachtvollen Garçonwohnung, welche die Aussicht auf die Parks hat, über sein Schreibepult neigt.

Das Licht — das eines Septembertags — ist stark und beleuchtet das Gesicht des Genannten in mehr wahrheitsgetreuer als schmeichelhafter Weise.

Es ist ein langes, bleiches Gesicht, das Haar ist in der Mitte gescheitelt und fällt, wie bei alten angelsächsischen Bildnissen, ziemlich lang herab. Die Farbe desselben ist aber nicht goldblond oder kastanienbraun, sondern bloß schlicht und stumpfbraun. Die Nase ist lang und gerade, der Mund voll, fest, wohlgeformt und ausdrucksvoll. Das lange Kinn ist mit einem kleinen, spitzigen Bart geschmückt. Wenn die Augen einem anscheinend so gewöhnlichen und alltäglichen Gesicht einen gewissen Grad von Adel verleihen sollen, so müssen sie groß und glänzend sein.

Der junge Mann blickt von seiner Schreiberei auf nach den Blumen im Gewächshause.

Die Augen sind aber nicht groß, ja nicht einmal blau oder dunkel. Sie sind vielmehr grau und spielen, wenn sie nach der Sonne blicken, in's Grünliche. Dabei sind sie jedoch scharf wie die des Adlers und ausdrucksvoll wie der Mund.

Wie sie sich wieder nachdenklich auf das Papier heften, scheint ihre Farbe wieder eine etwas dunklere und zartere zu werden, obschon man sie deßwegen immer noch keine schönen Augen nennen kann.

Gleichwohl ist das Gesicht als Ganzes betrachtet ein gutes und originelles und besitzt eine gewisse, so zu sagen, massive, melancholische Schönheit, namentlich wegen der breiten, glatten, schöngerundeten Stirn.

Was macht der junge Mann?

Dieß ist eine Frage, welche er vielleicht nicht einmal durch einen Blick an sich gerichtet sehen möchte, denn als der Diener mit frischen Kohlen in's Zimmer tritt, schiebt Mr. Cunliff seinen Brief rasch unter den Deckel seines Pultes, stemmt die Ellbogen darauf und scheint in die Betrachtung einer großen Photographie versunken, die er eben gekauft und vor sich auf einen Stoß Bücher in dem zum Beschauen geeigneten Winkel aufgestellt hat, um während jeder Pause, die im Schreiben dieses Briefes eintritt, die Augen darauf zu heften.

Als der Diener hinaus ist, zieht John Cunliff den Brief wieder hervor.

Nach einer Pause steht er auf, geht nach der

Thür und verschließt dieselbe. Das genügt ihm aber noch nicht. Er schließt wieder auf, zieht die Klingel und sagt als der Diener kommt:

„Vergiß nicht, daß ich heute für Niemand zu Hause bin."

„Aber doch ausgenommen für —"

„Für Niemand!"

„Gut, Sir. Ich werde es nicht vergessen."

Dießmal wird die Thür hinter dem Diener nicht verschlossen und die Arbeit am Pult wieder begonnen.

Was schreibt John Cunliff eigentlich?

Können wir es vielleicht selbst dadurch entdecken, daß wir ihn genau beobachten?

Das menschliche Antlitz ist stets eins der anziehendsten, aber auch am schwersten zu lösenden Räthsel.

Lavater's Theorie, welcher zufolge der Charakter des Menschen in seinem Gesicht geschrieben steht, ist zwar richtig, nur gehört auch ein Engel dazu, der uns diese Schrift liest und uns vor gefährlichen Irrthümern bewahrt.

Aber — könnte man fragen — was kann klarer sein als die Leidenschaften, die sich in den Blicken und Geberden zweier Männer aussprechen, die in einem tödtlichen Kampfe mit einander begriffen sind?

Ganz gewiß muß man hier, wenn irgendwo, die volle äußere Kundgebung der innern Kräfte zu finden hoffen, welche so eifersüchtig das Licht scheuen.

Dennoch ist dieß nicht der Fall. Keiner der Kämpfenden vergißt auch nur einen Augenblick lang, daß das Auge des andern auf ihm haftet, und dieß Bewußtsein modificirt, ja fälscht vielleicht sogar allen Ausdruck.

Trotzdem giebt es eine Situation, in welcher der Kenner und Verehrer der Physiognomik nach Herzenslust schwelgen kann. Dieß ist die eines Menschen, welcher, während er sich völlig unbeachtet glaubt, einen Brief schreibt, der sein Gemüth bis in die innerste Tiefe aufregt und vielleicht Einfluß auf seine ganze Zukunft äußert.

Und mit einem solchen Briefe — dieß läßt sich nicht bezweifeln — ist John Cunliff gegenwärtig beschäftigt.

Steckt er vielleicht in Schulden oder schwebt er in einer drohenden Gefahr?

Nein. Um an einen Gläubiger zu schreiben, verschließt Niemand vor seinem Diener die Thür auch nur auf einen Augenblick. Auch denkt er dann nicht über einen einzigen Satz eine halbe Stunde nach. Eben so wenig zerreißt er einen Bogen um den andern und geht mit unruhigen, gereizten Geberden im Zimmer auf und ab, ehe er sich wieder zu der anscheinend unlösbaren Aufgabe niedersetzt.

Nein, John Cunliff's Lage hat mit Schulden nichts zu schaffen. Womit aber denn sonst?

Entdeckt er, daß die schöne Frucht, die seiner Lippe geboten ward, als er vor acht Jahren — mit

gefülltem Beutel, strahlend von Jugend, Thatkraft, Begeisterung und den Ehren mit Erfolg beendeter Universitätsstudien — in's große Weltleben eintrat, die Frucht des Vergnügens, an welcher er mit immer geringerem Genusse, aber desto sehnlicherem Verlangen gezehrt hat — entdeckt er, sagen wir, daß diese Frucht in ihrem Innersten doch nur Asche und Bitterkeit birgt?

Ist dieß seine Entdeckung?

Und setzt er sich jetzt in den ersten Stunden der Reue nieder, um sich dem Netze, welches ihn umgarnt, zu entwinden? Will er Andern, deren Schicksal mit dem seinen verkettet ist, in rücksichtsvoller, schonender Weise die Wahrheit enthüllen?

Nein, denn selbst der rücksichtsvollste Mensch wird in solchen Zeiten einer innern Revolution hauptsächlich an sich selbst denken und von den Opfern Anderer wenig Aufhebens machen.

Was bedeutet also der unheimliche Ausdruck eines von Natur so offenen, freimüthigen Gesichts, der fast verstohlene Blick, den das sonst so furchtlose Auge nach der Thür wirft, die eigenthümliche Röthe der Wange, welche an die Stelle der gewohnten Bläße tritt und welche zu verrathen scheint, daß dieser junge Mann in einem furchtbaren Kampf begriffen ist, der seiner Selbstachtung widerstreitet?

Und doch ist der Brief, den John Cunliff schreibt, nicht bloß ein ziemlich kurzer, sondern auch ein anscheinend ganz unschuldiger, denn er lautet:

„Wie ich höre, haben Sie Lady Sellon's Ein-

ladung, mit ihr nach ihrem kurzen Besuch in London in die Provinz zurückzureisen, halb angenommen. Sie wird morgen sehr früh abreisen und glaubt, Sie werden heute Abend zu ihr kommen, um gleich bei ihr zu bleiben. Wenn Sie nicht kommen, so wird sie annehmen, daß Sie nicht mitreisen wollen. Ich erlaubte mir, zu sagen, Sie hätten über den Vorschlag so viel Freude zu erkennen gegeben, daß ich überzeugt sei, Sie würden darauf eingehen.

„Wenn dieses der Fall ist, darf ich dann vielleicht hoffen, Sie später in Lady Sellon's Salon zu sehen, damit ich Ihnen sagen kann, wie ich mich des kleinen Auftrags, womit Sie mich beehrten, entledigt habe? Oder darf ich — da ich selbst gegen acht Uhr in Ihrer Nachbarschaft einen Besuch zu machen habe — wenn ich das Glück haben sollte, Ihrem Wagen auf dem Wege zu Lady Sellon zu begegnen, vielleicht wagen, Sie zu bitten, mich mit einsteigen zu lassen? Ich werde die Last Ihrer Koffer nicht sonderlich vermehren.

„Apropos, Ihre Portraitvisitenkarte, welche Sie gestern so widerstrebend zeigten, ist überaus schön gelungen, würde aber, ohne Lady Sellon's gutmüthiges Verrathen, uns Allen unbekannt geblieben sein. Sie haben mehrere Exemplare davon verschenkt, ich aber habe keines bekommen. Allerdings hatte ich nicht darum gebeten. Jetzt thue ich's. Ich erwarte mit Spannung und Unruhe, zu erfahren, ob Sie mir meine Bitte verzeihen."

Ganz gewiß ist dieß ein unschuldiger Brief.

Warum trägt er aber keine Unterschrift? Warum ist darin nicht der Name der Dame genannt, an die er gerichtet ist? Denn offenbar ist's eine Dame, an welche John Cunliff schreibt.

Er liest den Brief nochmals aufmerksam durch, als ob er jedes Wort auf das genaueste erwöge. Er läßt ihn jedoch ungeändert, denn er wagt nicht, einen neuen Versuch zu machen.

„Ich muß ihn so absenden wie er ist — oder gar nicht," sagt er bei sich selbst.

Nachdem er eine Weile dagesessen und die Hände auf die Augen gedrückt, als ob das Licht seinen Augen zu grell wäre, rüttelt er sich wieder auf, steckt den Brief in ein Couvert, überschreibt dasselbe und steckt es zwei Minuten später in einen Postbriefkasten, indem er mit kaum bemerkbarem Lächeln zu sich sagt:

„Jedenfalls ist damit die Sache von meiner Seite entschieden. In sechs Stunden erfahre ich alles Uebrige."

Zweites Kapitel.

Man wartet auf Antwort.

Als John Cunliff seinen Brief in den Briefkasten geworfen hatte, blieb er einen Augenblick lang unentschlossen auf der Straße stehen. Dann lenkte er seine Schritte nach einem Laden, um einige Paar Handschuhe zu kaufen, eilte aber plötzlich auf sein Zimmer zurück, als wenn er weder sehen, noch gesehen werden wollte.

Unterwegs begegnete er einem Mann von respectablem Ansehen, der augenscheinlich so eben von einer Reise kam und jetzt stehen blieb und ehrerbietig grüßte.

„Wie, Jarman! Sie in London! Ist etwas vorgefallen?" fragte John Cunliff, indem er die Hand ausstreckte.

„Nein, Sir, nein. Da Ihnen aber an der heutigen Einzahlung in die Bank so viel lag, so dachte ich, es wäre am besten, wenn ich mit Allem, was ich im Stande gewesen bin zusammenzubringen, selbst käme."

John Cunliff sah aus, als ob er diese persönliche Aufmerksamkeit von Seiten seines diensteifrigen Agenten unschwer vermißt haben würde.

Er sagte deßhalb bloß: „Ah, sehr schön!" und drehte sich dann auf dem Absatz herum, indem er es seinem Agenten überließ, ihm nach Belieben zu folgen.

Letzterer that dieß, hielt sich dabei aber in der Entfernung, welche der Untergebene, der seinen Vorgesetzten begleitet, zu beobachten hat.

„Und wie viel haben Sie für mich zusammen gebracht?" fragte John Cunliff, sobald der Agent hinter ihm in's Zimmer eingetreten war und die Thür geschlossen hatte.

„Nicht ganz sechzehnhundert Pfund."

„Sie meinen doch, ausschließlich der Summe, welche zur Zinsenzahlung für die Hypothekschuld erforderlich ist?"

„Leider nein — ich meine einschließlich dieses Betrags."

„Dann haben Sie also das Bauholz nicht verkauft?"

„O ja, wenigstens die beste Qualität; ich habe aber dafür nicht mehr als vierhundert und zehn Pfund bekommen können."

John Cunliff sah seinen Agenten an und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Ich versichere Ihnen, Sir," fuhr der Agent fort, „daß ich alles Mögliche gethan habe, um sämmtliche Rückstände einzutreiben, selbst unter peinlichen Umständen.

„Ich habe Ihnen aber gesagt, Mr. Jarman", unterbrach John Cunliff seinen Agenten in rascher, ungestümer Weise, „ich habe Ihnen gesagt, daß gegen ordentliche, solide Leute unter meinen Pächtern nicht mit Härte verfahren werden soll."

„Das weiß ich wohl und ich hoffe, die rückständigen Pachtgelder mit so viel Schonung als nur immer möglich eingetrieben zu haben."

„Sie werden mir darüber ausführlicheren Bericht erstatten."

„Ja wohl. Soll ich es jetzt thun?"

„Nein, jetzt nicht. Jetzt habe ich keine Zeit."

„Gut, dann kann es ein andermal geschehen."

John Cunliff sah den Agenten an und wendete sich dann mißmuthig ab. Der arme Mann konnte nichts sagen, was seinem Vorgesetzten recht gewesen wäre, und es war daher ein Wunder, daß er sich getraute, einen anderweiten Gegenstand zur Sprache zu bringen.

Er that dieß mit den Worten:

„Ich hatte übrigens noch einen Grund, welcher mich bewog, Ihnen heute meine Aufwartung zu machen."

„Aber warum zum Teufel sagten Sie den nicht gleich? Was giebt es denn noch? Ich muß Ihnen gestehen, Mr. Jarman, daß ich mich in meinen Erwartungen empfindlich getäuscht sehe. Ich hoffte, wenigstens hundert Pfund mehr von Ihnen zu bekommen. Ich sagte Ihnen ja, daß ich vielleicht auf Reisen ginge und nicht gern lange auf Rimessen

warten möchte. Deßhalb erwartete ich, Sie würden eine größere Summe zusammengebracht haben. Sechzehnhundert Pfund! Wie abgeschmackt! Davon geht ja gleich die Hälfte auf die Sachen fort, welche, wie Sie wissen, angeschafft werden müssen. — Aber wovon wollten Sie noch sprechen?"

„Nun, Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, Sir — ich dachte mir schon, daß Sie mit diesem unerfreulichen Resultat nicht zufrieden sein würden, und da ich jetzt etwa tausend Pfund müssig im Kasten liegen habe, so dachte ich, wenn Sie mir erlauben wollten, mich von den Pachtzinsen des nächsten Termins bezahlt zu machen, so —"

„Jarman, Ihr Anerbieten überrascht mich! Das hätte ich nicht erwartet. Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich vorhin so unfreundlich gegen Sie war. Ich bin heute einmal nicht recht bei Laune. Ich glaube jedoch nicht, daß ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen kann."

„Aber warum nicht, Sir, wenn ich fragen darf?"

John Cunliff that in diesem Augenblick dieselbe Frage an sich selbst. Er wußte wirklich nicht, warum er dieses willkommne Anerbieten seines Agenten hätte ablehnen sollen, und entgegnete daher, ohne eine directe Antwort zu geben:

„Aber Sie werden mir Zinsen berechnen, bis Sie sich wieder bezahlt gemacht haben, nicht wahr?

„Ja wohl, das werde ich thun, Sir," entgegnete

der Agent und lächelte dabei, als ob er sagen wollte: „Das versteht sich von selbst."

„Und nicht wahr, Sie nehmen mir's auch nicht übel, wenn ich Sie nicht auffordere, Ihren heutigen Besuch zu verlängern?" Wenn ich mich wirklich entschließe, die projectirte Reise zu machen, so trete ich dieselbe noch heute Abend an."

„Ganz wie Ihnen beliebt, Sir."

„Und Sie wissen auch noch, um was ich Sie bat?"

„Von Ihrer Reise Niemandem etwas zu sagen, meinen Sie wohl?"

„Sehr richtig; wenigstens nicht eher, als bis ich fort bin."

„Es soll Alles geschehen, wie Sie wünschen."

„Wenn ich dabliebe, so würden verschiedene Umstände mich in neue Ausgaben verwickeln und ich gedenke daher, mit einem militärischen Freund eine Reise auf den Continent zu machen, um auf diese Weise zu sparen."

Den Agenten schien etwas in der Kehle zu kitzeln, denn er hustete ein paarmal, ward aber, als Mr. John Cunliff ihn mit stechendem Blick ansah, etwas roth und verlegen.

„Dann sind wir also wohl für heute fertig?" fragte John Cunliff.

„Ja; nur eins möchte ich noch erwähnen, damit Sie es vielleicht gelegentlich in geneigte Erwägung ziehen."

„Und dieß ist?"

„Die Häuser, Sir — die Wohnungen der Tagelöhner und Arbeiter —"

„Nun, was ist damit?" fragte John Cunliff ungeduldig, als Mr. Jarman zögerte.

„Diese Häuser gerathen in immer schlechteren Zustand — die Leute sprechen darüber — in einigen der armen Familien sind schon Krankheiten ausgebrochen — Sie entschuldigen, daß ich es erwähne, Sir."

„Sie haben Recht, Mr. Jarman. Ich hätte diesem Uebelstand schon früher abhelfen sollen; ich wußte aber immer nicht, wie es am besten und wirksamsten geschehen könnte. Sie müssen mir einen umständlichen Bericht darüber aufsetzen und demselben Ihre eigenen gutachtlichen Vorschläge beifügen."

„Ich bitte um Entschuldigung. Ich habe dieß schon gethan und Ihnen diesen Bericht vor ungefähr einem Jahr eingehändigt."

„So? Nun, dann ist es ja gut. Jetzt kann ich mich freilich nicht mehr dabei aufhalten, auch habe ich jetzt keinen Sixpence zu dergleichen Ausgaben übrig. Ich werde aber diese Angelegenheit nicht vergessen. Sagen Sie das den Leuten."

„Und das Geld?"

„Dieses zahlen Sie sofort in die Bank ein. Ich danke Ihnen. Für den Fall, daß wir uns auf die nächste Zeit nicht wieder sehen sollten, sage ich Ihnen Lebewohl."

Mr. Jarman drückte seinem Vorgesetzten ver-

traulich, aber doch auch zugleich ehrerbietig die Hand und entfernte sich.

Es war sonderbar, daß, als John Cunliff, nachdem er den Agenten los war und sich gleich darauf mit den Füßen in den rothwollenen Teppich, der vor der Schwelle der Thür lag, verwickelte, er diesen mit Vehemenz in der Richtung des offenstehenden Gewächshauses fortschleuderte und die Genugthuung hatte, einige Blumentöpfe fallen und klirren zu hören.

Er knirschte dabei grimmig mit den Zähnen und sagte:

„Ich konnte sein Anerbieten nicht ablehnen, ohne ihn zu beleidigen. Er ist ein vortrefflicher Mann, obschon im höchsten Grade widerwärtig."

Dann schloß er die Thür des Gewächshauses und dachte nur noch an das, was seine Gedanken unmittelbar beschäftigte:

„Sechs Stunden," sagte er bei sich selbst. „Eine ist weg. Was um's Himmelswillen soll ich mit den andern fünf beginnen! Fünf Stunden, zwanzig Viertelstunden, dreihundert Minuten — die Secunden will ich nicht berechnen, denn dann könnte es leicht sein, daß ich den wenigen Verstand, den der heutige Tag mir läßt, vollends gar verlöre. Und doch — wie soll ich diese fünf Stunden hinbringen?"

Er griff, indem er diese letzten Worte sprach, nach einem französischen Roman. Es war ein sehr pikanter und spannender, dennoch las John Cunliff nur einige Seiten, warf das Buch dann von sich,

ging im Zimmer auf und ab, bis er müde war, las dann wieder einige Seiten und brachte so einige Stunden hin.

Dann nahm er sein Banquierbuch zur Hand und sah alle einzelne Posten aufmerksam durch. Hierauf schrieb er die Quittung, gegen welche er vor seiner Abreise die nöthigen Fonds zu erheben gedachte, und steckte sie in die Tasche.

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen und er zog die Klingel.

„Hat der Schneider die Sachen geschickt, Georg?“ fragte er, als der Diener eintrat.

„Ja, Sir. Sie liegen im Speisezimmer. Wünschen Sie vielleicht etwas davon anzuprobiren?“

„Nein — doch ja! Bring mir die Weste. Die letzte paßte sehr schlecht.“

Der Diener brachte die Weste und legte sie auf den Tisch. Als er wieder fort war, vertauschte John Cunliff, ohne Schnitt oder Qualität auch nur mit einem Blicke zu prüfen, sie gegen die, welche er eben anhatte, und griff mit der Hand in eine auf seine ausdrückliche Bestellung inwendig angebrachte Brusttasche. Damit schien die Anprobe zu seiner völligen Zufriedenheit beendet zu sein.

In diese ausdrücklich bestellte Tasche steckte er die Quittung und während er dann, wieder seinen Gedanken nachhängend, dastand, fiel sein Auge zufällig auf sein elfenbeinernes Visitenkartenetui und einige einzelne Karten mit der Aufschrift:

„Mr. John R. Cunliff.“

Er raffte diese Karten zusammen, steckte sie in das Etui und dieses mit der Quittung in die neue Tasche.

Von einem Gedanken auf den andern kommend, begann er sich nach einigen schlichteren Karten und einem weniger eleganten Etui umzusehen. Nachdem er die einen wie das andere gefunden, steckte er beides gleichgültig in seine Rocktasche. Dann warf er einen Blick auf seine Uhr und sagte laut:

„Noch zwei Stunden! — Wohlan, sie werden auch vorübergehen, obschon es schwer ist, dieß zu glauben.“

Der Klang seiner eigenen Stimme schien ihm zu mißfallen, denn er schwieg und wendete seine Aufmerksamkeit einer Landkarte zu, welche in einem Winkel über die Lehne eines Stuhls hing. Dieses Studium interessirte ihn so, daß er theils nach der Karte, theils nach Anleitung eines Reisehandbuchs Bleistiftnotizen zu machen begann.

So verging wieder eine Stunde.

Nun aber war er zu keiner Beschäftigung mehr fähig. Er konnte weder lesen, noch Pflanzen oder Gemälde oder Photographien ansehen. Er konnte weder still am Tische sitzen, noch still am Fenster stehen.

Wie ein wildes Thier in seinem Käfig rannte er in seinem Zimmer auf und ab.

„Diese höllische Sonne! Wie heiß sie ist!“ rief er, als er sich einmal dem Fenster näherte, und zog die Gardine zu.

Als er aber das nächste Mal wieder an dieselbe Stelle kam, riß er die Gardine wieder auf und sagte in verändertem Tone:

„Freilich, Licht braucht man in dieser sonderbaren Welt immer, wiewohl es gerade jetzt von mir eine Keckheit ist, so etwas zu sagen. — Ich bin neugierig, ob mir der Briefträger heute etwas bringt. Er müßte dann bald kommen.“

Die Thür öffnet sich und der Diener tritt leise und vertraulich schmunzelnd herein, indem er flüstert:

„Ich sah Mr. Arnold kommen —“

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich nicht zu Hause bin?“ keuchte John Cunliff, vor Wuth fast mit den Zähnen knirschend.

„Ja, Sir,“ entgegnete der erschrockene Diener. „Ich dachte aber, es wäre gut, wenn ich schnell herauf liefe und es Ihnen sagte.“

„Nun, dann mach schnell, daß Du wieder hinunterkommst.“

Der Diener eilte hinaus, als aber Cunliff die Thür hinter ihm schließen wollte, trat ihm Mr. Arnold mit seinem gebräunten, muntern Gesicht, in der Uniform der freiwilligen Schützen und mit einer prächtigen neuen Kugelbüchse in der Hand auf der Schwelle entgegen.

„Guten Tag, Cunliff!“ sagte er. „Die Hausthür stand offen, in der Vorhalle war Niemand und ich dachte deßhalb, ich könnte ohne weitere Umstände heraufkommen.“

„Ich freue mich, Dich zu sehen. Du machst Dich ja ganz martialisch!“

„Ja, ich komme eben von einer unserer Schießübungen. Ich hatte heute abermals einige der besten Treffer. Freuest Du Dich nicht auch darüber, Cunliff, alter Freund?“

Mr. Arnold war ein hochgewachsener rüstiger Mann, der es sich zur einträglichen und ehrenvollen Erholung machte, ein lucratives Geschäft zu führen und seinen Pflichten als populäres Parlamentsmitglied zu genügen, während ihm auch noch Zeit übrig blieb, ein diensteifriges Mitglied eines Freiwilligencorps zu sein, zu dessen besten Schützen er gehörte.

Cunliff mußte zu seinem Aerger die ausführliche Schilderung des Triumphs anhören, welchen Mr. Arnold beim Schießen errungen.

Letzterer bemerkte bald, daß sein Freund und ehemaliger Schulkamerad ihm nur mit halbem Ohr zuhörte, und unterbrach sich daher, indem er sagte:

„Aber, Cunliff, Du machst ein Gesicht, als ob das, was ich Dir da erzählte, Dich nicht im mindesten interessirte. Was fehlt Dir?“

Froh, daß die Kundgebungen seiner Gleichgültigkeit endlich bemerkt wurden, antwortete John Cunliff:

„Weißt Du denn nicht, was ich vorhabe?“

„Nein.“

„Ich gedenke noch heute Abend nach dem Continent abzureisen — das heißt, wenn gewisse Voraus-

setzungen in Erfüllung gehen. Reisen ist kostspielig und —"

„Auf wie lange willst Du fort?"

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wahrscheinlich auf ein paar Jahre."

Mr. Arnold ließ ein langgedehntes leises Pfeifen hören und begann eine so betroffene Miene zu zeigen, daß John Cunliff neugierig ward.

„Das ist mir nicht lieb zu hören, alter Freund," hob Mr. Arnold nach einer Weile an. „Ich kam jetzt nicht bloß in der Absicht, Dir zu erzählen, welche Preise ich heute herausgeschossen habe, sondern ich wollte Dich hauptsächlich fragen, ob Du nicht Lust hättest, Dich einmal mit einem andern Gegenstand zu beschäftigen, als welchem Du Dich zeither gewidmet hast."

„Und was wäre das für ein neuer Gegenstand."

„Die Politik."

John Cunliff schüttelte den Kopf, lachte und entgegnete:

„Für Politik interessire ich mich nicht, wenigstens jetzt nicht. Was frage ich darnach, welche Partei die Oberhand hat, da ja beide, im Grunde genommen, dasselbe Ziel verfolgen! Warte, bis der amerikanische Krieg vorüber ist, dann wollen wir sehen. Wenn der Norden siegt, so geht früher oder später der Teufel überall los, und dann —"

„Nun, und was wird dann aus uns, wenn wir uns nicht in Zeiten rüsten?"

„Wir? Wer sind diese wir?“

„Die unabhängigen Liberalen.“

„Die unabhängigen Liberalen? Ja, ja, das sind die, welche so unabhängig sind, daß sie niemals zu gemeinschaftlichem Zusammenwirken gegen den Feind vermocht werden können — eine Rotte Freibeuter, kein disciplinirtes Corps. Doch, das ist nicht der Grund, weshalb ich mich davon fern halte.“

„Welchen Grund hast Du denn?“

„Arnold, Du weißt, daß, abgesehen von Dir und einigen Wenigen, die Dir gleichen, in dem ganzen dermaligen britischen Unterhause nicht ein Funke von ächtem patriotischen Gefühl vorhanden ist.“

„Nun und wenn dem so wäre, soll dann ich mit den Wenigen, die mir gleichen, allein stehen? Sollen wir den Philistern zur Beute fallen?“

„Ach, treibe mich doch nicht in die Enge, Arnold. Uebrigens habe ich heute nicht Zeit, an dergleichen Dinge auch nur zu denken.“

„Aber bedenke doch, ich komme in der Absicht, Dir einen der allerbesten Wahlkreise in ganz England anzubieten — einen Kreis, in welchen man Dich, sobald Du einmal gewählt bist, auch für alle Zukunft behält und bei den Wiedererwählungen sicherlich keine zu großen Geldopfer von Dir verlangt.“

„Ist das Dein Ernst?“

„Mein völliger Ernst. Ich will jetzt weiter nichts sagen, antworte aber wenigstens bis morgen und entscheide Dich dann für Reisen oder Dableiben. Wenn Du bleibst, so gewinnt das Parlament einen

Mann, der es, wenn er sonst will, durch seine Beredtsamkeit entzücken und auch gleichzeitig durch die Sympathien, denen er Worte leiht, die Herzen des Volks mit sich fortreißen kann. Die Verschmelzung der unverdorbenen Gefühle der großen Masse mit der Bildung, Wissenschaft und Erfahrung der Wenigen ist eben das, was unserer Zeit fehlt."

Es war für John Cunliff unmöglich, länger gleichgültig zu bleiben. Anfangs glaubte er, das, was sein Freund spreche, sei so überspannt, daß es sich dabei bloß um einen bittern Scherz handle.

Er wußte auch, warum Arnold so sprach. Derselbe sah in ihm, John Cunliff, nicht den Mann von heute, sondern das Mitglied des Redeübungsvereins, den Begleiter auf einsamen Spaziergängen, den fleißigen Studenten von Oxford. Und übrigens war Arnold auch gar nicht der Mann, der mit Dingen, die ihm einmal heilig waren, so leicht Scherz getrieben hätte.

John Cunliff's Gesicht erglänzte vor Freude und Ueberraschung. Es war ihm für den Augenblick lieb, zu finden, daß, wenn er auch sein eignes Ich vergessen, dieß doch von Andern nicht geschehen war. Gleich darauf aber flog wieder ein Schatten über sein Gesicht, welcher Arnold bewog, sich unwillkürlich umzudrehen und zu sehen, ob draußen etwas an den Fenstern vorüberginge und dieselben verdunkelte.

Die Wolke kam aber von innen, nicht von außen. Mit einer Bewegung, welche er nicht einmal

zu verhehlen versuchte und die, eben weil sie selten vorkam, einen desto tiefern Eindruck machte, ergriff John Cunliff die Hand seines Freundes und sagte:

„Du hast eine zu gute Meinung von mir. Das Lob, welches Du mir ertheilst, verdiene ich nicht. Selbst das wenige Gute, welches Du mir von unseren Universitätsjahren her nachrühmst, ist, fürchte ich, nicht mehr vorhanden. Der Boden war vielleicht zu unfruchtbar und die vielverheißenden Sprößlinge sind im Sonnenschein zusammengeschrumpft. Damit Du aber siehst, daß ich Deine Freundschaft und gute Meinung achte, so will ich thun, was Du begehrst."

„Wie? Du willst Dir's überlegen? Jetzt, ehe Du Dich zu etwas Anderem entschließest?"

„Ja."

„Dank, Dank! Leb wohl, John Cunliff. Doch noch eins. Weißt Du, daß die Leute Dich mit Mrs. Rhys im Gerede haben?"

„Der Teufel hole die Leute."

„Hm!"

„Laß sie schwatzen, die Dummköpfe."

„Das kannst Du wohl sagen, aber —"

„Ich versichere Dir, daß an dem ganzen Gerede nichts ist. Dieß erkläre ich Dir hiermit, um des guten Rufes der Dame willen."

Die beiden Freunde sahen einander an, drückten sich die Hände und schieden.

„Morgen wird er wahrscheinlich Alles erfahren," sagte John Cunliff, als er allein war, bei sich selbst. „Nicht übel!"

Er warf einen Blick auf seine Uhr und fuhr zusammen. Es fehlten bloß noch zehn Minuten zu der Stunde, wo der Briefträger zu kommen pflegte.

Konnte John Cunliff diese Zeit besser anwenden, als wenn er Arnold's Vorschlag in Erwägung zog?

Er stellte sich auf seinen Warteplatz, das heißt die oberste Stufe der Gewächshaustreppe. Von hier aus überblickte sein Auge einige Schritt des offenen Raumes, den der Briefträger passiren mußte.

Er lehnte sich mit der Schulter an das Thürgewände, nahm eine Cigarre aus der Tasche, schnitt mit seinem Federmesser die Spitze ab, zündete sie aber nicht an.

Der Rückblick, den er im Geiste that, war ein unaussprechlich peinlicher und demüthigender.

Wie, wenn er nun jetzt noch vor dem verwerflichen Beginnen, zu welchem sein Leichtsinn ihn verleitet, zurücktrat und eben diese Parlamentswahlangelegenheit als Werkzeug benutzte, um sich seinem selbstgesponnenen Plane wieder zu entziehen?

Fühlte er aber auch gleichzeitig die Energie, das Selbstvertrauen, die Klarheit des Strebens, die ihn gegründete Hoffnung auf Sieg fassen lassen konnte?

Läder nein. Er zweifelte an Allem, am meisten an sich selbst.

Der damals in der englischen Politik wie in der englischen Gesellschaft herrschende Fatalismus hatte in John Cunliff einen Anhänger, dessen Glaube

an die Sache eben so groß war wie seine Verachtung derselben.

„Da kommt er!“ rief er plötzlich laut und alle anderen Gedanken hatten vor der Hand ein Ende.

Er erröthete bis in die Stirn hinauf, während er in das Zimmer zurückkehrte, um seinem Diener den Brief abzunehmen, wenn ein solcher angekommen war. Zeit genug zur Antwort war gewesen — das wußte er. Eben so wußte er auch, daß die Dame vollauf beschäftigt und von seinem Briefe sicherlich zu Hause angetroffen worden war.

Wenn er daher jetzt keinen Brief von ihr erhielt, so bedeutete ihr Schweigen — was? Dieß konnte er jetzt nicht sagen.

Seiner Aufregung sich bewußt, bemeisterte er dieselbe so vollständig, daß sein Gesicht, als der Diener eintrat, nicht bloß bleich, sondern so unnatürlich weiß war, daß Georg glaubte, sein Herr sei krank, und vergaß, was ihn eigentlich herführte.

„Sind Sie unwohl, Sir?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete John Cunliff kurz. „Georg, warum in's Teufels Namen gestattet die Polizei diesen Vagabunden den ganzen Tag da drüben auf der Bank gerade meinem Fenster gegenüber zu hocken? Sorge dafür, daß sie weggejagt werden.“

Indem er dieß sagte, streckte er die Hand aus, um den Brief von dem Präsentirteller zu nehmen und nur auf diese Weise erfuhr Georg, daß sein Herr von dem Vorhandensein des Briefes Kenntniß hatte.

Erst als der Diener sich entfernt hatte, öffnete John Cunliff das zart rosenfarbene Couvert und wendete sich plötzlich mit dem Rücken nach dem Licht, um das, was er aus dem Couvert gezogen, besser betrachten zu können.

Es war ein Visitenkartenportrait.

„Weiter nichts?“ schien sein Gesicht zweifelnd zu fragen; der plötzlich strahlende Ausdruck desselben schien aber Alles zu sagen und diese Frage nach Wunsch zu beantworten.

Wenige Minuten später saß John Cunliff in einer Droschke und befahl dem Kutscher unter Verheißung eines guten Trinkgeldes, ihn so rasch als möglich nach „Coutts' Bank“ zu fahren.

Drittes Kapitel.

Die Dämmerung.

London ist nicht schön, dieß steht fest; eben so wenig ist es großartig oder malerisch. Es ist nicht einmal bequem. Die „praktischen" Männer, denen wir es verdanken, haben die Regel, die sie bei ihren gewöhnlichen Geschäften so streng einhalten, — die der steten Zweckmäßigkeit — in der Architektur noch nicht zur Geltung gebracht.

Selbst aber dieses riesige Labyrinth von Bauwerken verliert seine Schroffheit, Häßlichkeit und Disharmonie, wenn die Dämmerung wie ein Schleier über dem Ganzen hängt. Unaussprechlich zart treten dann belebte und unbelebte Gegenstände hervor und wir betrachten sie mit erstauntem, verwundertem Blick, als ob wir plötzlich in eine andere Welt versetzt wären.

Diese zauberhafte Dämmerung ist für John Cunliff jetzt in ihrer ganzen Macht und Schönheit vorhanden und er tritt, während er seine letzten

Reisezurüstungen beendet, dann und wann an's Fenster.

Seine Gedanken sind eben so träumerisch wie die Umgebung draußen; von Dämmerungsruhe, von Dämmerungsfrieden aber ist gleichwohl bei ihm keine Rede.

Er scheint jetzt kaum noch derselbe Mensch zu sein, den wir vor einigen Stunden gesehen.

Er ist gleichsam in einem geistigen Rausche befangen, obschon sich dieser in Folge der zur zweiten Natur gewordenen Zurückhaltung nur in dem gemilderten Tone der Stimme, wenn er mit seinem Diener spricht, in dem elastischen, aber vorsichtigen Tritt und in dem Funkeln des Auges kundgiebt, welches, indem es von Zeit zu Zeit zu den Sternen des Firmaments emporblickt, von diesen einen überirdischen Glanz zu entlehnen scheint.

Er setzt sich an sein Schreibepult und beantwortet die Briefe, welche beantwortet werden müssen. Er schiebt versprochene Besuche auf und lehnt Einladungen ab — allemal unter einem und demselben Vorwand — seiner Reise in's Ausland.

Als er damit fertig ist und im Begriff steht, sie auf die Post zu schicken, fällt ihm ein, wie lächerlich es erscheinen müßte, wenn seine beabsichtigte Reise durch irgend etwas vereitelt werden sollte.

Wenn er sich in seiner Voraussetzung nun doch geirrt hätte!

Doch nein, das war nicht möglich, das d u r f t e nicht möglich sein.

Indeß war es doch vielleicht gut, wenn er diese Briefe bis zum letzten Augenblick zurückbehielt.

Deßhalb steckte er sie in die Tasche und sortirte dann die in seinem Pult befindlichen angehäuften Papiere, indem er die wenigen, die er noch ferner aufzubewahren wünschte, bei Seite legte und die übrigen verbrannte.

Bei dieser Beschäftigung fielen ihm auch einzelne, schon viele Jahre alte poetische Versuche in die Hände, Versuche, die ihm jetzt, als er sie wiederlas, ein mitleidiges Lächeln entlockten und von ihm ebenso ohne Gnade zum Feuertode verurtheilt wurden.

Nachdem dieß geschehen, fühlte er das Bedürfniß, auszugehen, um die durch seine letzte Beschäftigung in ihm erweckten krankhaften Gefühle abzuschütteln.

Er verließ das Haus.

Das Erste, was er durch die sich immer tiefer herabsenkende Dämmerung sah, war die Vagabundenfamilie, die er von der Bank, auf welcher sie sich festgesetzt, vertrieben wissen wollte.

Jetzt fühlte er sich nicht mehr so menschenfeindlich gestimmt. Wie jämmerlich sahen diese armen Geschöpfe alle aus! Hatten sie wirklich kein Obdach? Wollten sie auch auf dieser Bank übernachten? Waren sie vielleicht sehr hungrig?

John Cunliff wünschte, daß sie ihn um ein Almosen bitten möchten. Aus eigenem Antriebe zu ihnen hingehen konnte er nicht. Es hätte dieß ausgesehen, als wollte er vor den Augen der Welt den Philanthropen spielen.

Während er noch so mit sich zu Rathe ging,

hatte er Gelegenheit, etwas zu sehen, was ihm tief zu Herzen ging.

Die Bettlerfamilie schien auf die Rückkehr eines Knaben gewartet zu haben, der irgendwohin geschickt worden war, vielleicht um zu betteln.

Der Knabe kam.

An der zornigen Geberde des Vaters und der bittenden Haltung der Mutter sah John Cunliff, daß die Ehrlichkeit des Knaben in Zweifel gezogen ward. Der Vater begann ihm die Taschen zu visitiren.

John Cunliff konnte es sich nicht versagen, von dem einladenden Schutze eines Baumstammes, der ihm gestattete, sich noch mehr zu nähern, Gebrauch zu machen und das Ende der Durchsuchung mit anzusehen.

Die kleinen Taschen wurden alle, eine nach der andern, umgewendet, und aus der letzten kam eine harte, schmutzige Brodrinde zum Vorschein.

Der Knabe brach in Thränen aus, während er seinen sorglich versteckten Schatz hergeben mußte.

John Cunliff fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenschnürte, während er die Tiefe des Elends überdachte, welches sich ihm durch diesen Vorfall enthüllte.

Er hätte, ehe er etwas Anderes that, nun zunächst sich etwas genauer nach der Geschichte der armen Familie erkundigen sollen; dieß wußte er wohl. So systematisch und vorsichtig zu Werke zu gehen — dazu war er aber nicht aufgelegt und er

drückte daher die größte Silbermünze, die er mit seinen Fingern in der Tasche herausfühlen konnte — es war eine Krone — dem Manne in die Hand und sagte:

„Nehmt dieß da, Freund, und kauft Euch und Eurer Familie dafür etwas zu essen. Gute Nacht!"

Er hörte keinen Dank, kein lautes „Gott vergelt' es!" Er bemerkte bloß das freudige Schluchzen des Weibes und das furchtbare Schweigen des Mannes.

Er ging weiter und vergaß bald die ganze Geschichte. Er irrte umher, ohne zu wissen, wohin, und ohne sich darum zu kümmern. Er schwelgte in Träumen, die um so wonniger waren, als kein menschliches Wesen ihr Vorhandensein errathen konnte, obschon Viele sich vielleicht wunderten und neugierig waren, zu wissen, was ihn bewog, so ziel- und zwecklos umherzuschlendern.

Immer weiter wanderte, immer weiter träumte er.

Einmal war er so in Gedanken verloren, daß, als an einer Straßenecke eine Droschke vorbeirasselte und der Kutscher, weil er sah, daß er dem Fußgänger den Rock bespritzt, noch obendrein grob zu werden. und zu schimpfen begann, John Cunliff bloß lachte und sagte:

„Nehmt es nicht übel, Freund; ich habe es nicht mit Fleiß gethan."

Plötzlich sollte er jedoch aus dieser liebenswürdigen Laune und diesen angenehmen Träumen aufgerüttelt werden.

Als er sich seiner Wohnung näherte — denn er glaubte, es müsse nun Zeit zum Diniren sein — sah

er seinen Diener im blosen Kopfe vor der Thür auf der Straße stehen und sich nach allen Richtungen, nur nicht nach der rechten, umsehen.

„Er sieht, wo ich herkomme. Es muß etwas Unangenehmes vorgefallen sein.“

So dachte John Cunliff sofort. Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß alle seine schillernden Seifenblasen im Begriff standen zu bersten.

Er ging etwas schneller, obschon er dabei immer noch die würdevolle Haltung bewahrte, die ihm eigen war und die er so leicht nie verlor.

„Es ist ein Mann da, Sir,“ sagte der Diener, sobald sein Herr nahe genug gekommen war. „Er brachte diesen Brief und sagte, er habe Befehl, zu warten, bis er wüßte, daß Sie den Brief richtig erhalten hätten.“

„Gut,“ sagte John Cunliff, den Brief in Empfang nehmend. „Laß den Mann noch fünf Minuten warten. Wenn ich dann noch nicht geklingelt habe, laß ihn gehen. Gieb ihm einen Schilling.“

John Cunliff ging mit dem uneröffneten Brief in der Hand die Treppe hinauf, wartete geduldig, während der Diener die Lampe anzündete, sah ihn, als er sich entfernte, die Thür hinter sich schließen, und las dann Folgendes:

„Fünf Uhr.

„So eben habe ich einen Brief von meinem Gatten erhalten und theile Ihnen hier einige Sätze daraus mit: —

„‚Eine hochbejahrte unverheirathete Tante schrieb

mir kürzlich, Jemand, dessen Namen sie nicht nennen dürfe, habe ihr erzählt, Du wärst sehr häufig mit einem gewissen John Cunliff beisammen, Ihr träfet einander beständig an denselben Orten und sie glaube, Du habest mit ihm eine Zusammenkunft in Lady Sellon's Landhaus verabredet. Mit einem Worte, sie wünscht, daß ich mich schleunigst zurück nach Hause verfüge und selbst urtheile.

„Allerdings werde ich auch schleunigst nach Hause zurückkehren, aber eher aus jedem andern Grunde, als dem, welchen meine Tante in ihrem Briefe geltend macht. Sie ist ein ganz vortreffliches altes Wesen — ziemlich neunzig Jahre alt — und ich gestatte ihr, zu sagen, was, glaube ich, so leicht Niemand anders wagen würde, mir zu sagen.

„Wenn Du aber, meine liebe Katharine, zu wissen wünschest, was ich denke, so besuche Lady Sellon, wenn Du Lust dazu hast, auf alle Fälle, mag nun Mr. Cunliff oder Mr. Sonstjemand dort sein oder nicht. Mein Vertrauen, Theuerste, gilt Dir, nicht dem Ort, an welchem Du zufällig weilst, oder den Männern, in deren Gesellschaft Dich der Zufall führt. Ich vertraue Dir, mein innig geliebtes Weib, von ganzem Herzen und von ganzer Seele.

„So alt ich auch bin, so bin ich doch in meinem Herzen noch jung genug, um die zärtlichste Zuneigung zu Dir zu fühlen, die sich nie von Dir abwenden wird, so lange Du es nicht selbst wünschest.

„'Gott segne und behüte Dich, mein gutes, liebes, theures Weib. Ehe drei Tage um sind, bin ich bei Dir.'"

* * *

„Cunliff! Lesen Sie dieß auch wie ich mit überströmenden Augen, mit einem Gefühl von Scham, welches niemals, niemals erlöschen kann, und doch auch mit einem Aufschrei des Jubels und des Dankes gegen Gott, daß wir noch zur rechten Zeit aus unserm Taumel aufgeschreckt worden sind?

„Leben Sie wohl auf immer und immerdar! Ich bin überzeugt, daß Sie diesem meinem einzigen und letzten Wunsche nachzukommen wünschen.

„Ich öffne diesen Brief noch einmal, um Ihnen zu sagen: Messen Sie die Schuld nicht sich allein bei! Gott segne Sie! — Noch einmal: Leben Sie wohl!"

Als Cunliff bis zum letzten Wort gelesen hatte, — und er las sehr langsam — hob er sein tiefgesenktes Haupt mit schmerzlichem Ausdruck empor.

Da er fand, daß das Licht der Lampe ihn blendete, so streckte er die Hand aus, um es zu mildern, löschte es aber — ob nun absichtlich oder zufällig — ganz aus.

Viertes Kapitel.

Ein Rückblick.

In einem Alter von zwei und zwanzig Jahren hatte John Cunliff die Universität, die er unter eigenthümlichen Umständen bezogen, ebenfalls unter eigenthümlichen Umständen wieder verlassen.

Begonnen hatte er seine Studien als einsamer, fleißiger, freundloser Jüngling, nicht lange nach dem Tod einer geliebten Mutter und während er von einem schroffen harten Vater abhängig war, der ihn, was Geld betraf, so knapp als möglich hielt, ihn kaum jemals sah oder an ihn schrieb und es für etwas höchst Gleichgültiges zu halten schien, ob sein Sohn studirte oder nicht.

So kam er auf die Universität.

Als er dieselbe verließ, war er von Schaaren von Freunden umringt, unter welchen sich einige der hervorragendsten seiner Commilitonen befanden, welche sich über die akademischen Auszeichnungen, die er erworben, höchlichst freuten und prophezeiten, wozu dieselben führen würden.

Sein Vater war todt und hatte ihm ein Besitzthum hinterlassen, welches, ohne daß ein Pfennig Schulden darauf gehaftet hätte, zweitausend Pfund jährlich eintrug. Da auch zugleich noch ein naher Verwandter gestorben war, so ward der junge John Cunliff präsumtiver Erbe einer Baronie und eines Vermögens, welches wenigstens sechsmal mehr betrug als der Werth seines väterlichen Besitzthums.

Von dieser Art war seine Stellung, als er plötzlich in die große Welt der Gesellschaft geschleudert ward — mit Gelüsten, wie sie Jugend, Gesundheit und die Ideen eines von der Natur reich ausgestatteten, hochgebildeten Geistes zu erzeugen pflegen — und wo er freundliche Gesichter fand, die ihn von allen Seiten willkommen hießen.

Ein solcher Mann, von guter Geburt, von männlichem, gewinnendem Aeußern, mit einer beredten Zunge, einem nicht leicht zu beschreibenden geistreichen Etwas in dem allgemeinen Styl seiner Conversation und ritterlichem Anstand im Umgange mit Frauen, ward natürlich ein Hauptanziehungspunkt für weibliche Augen.

Noch mit dem grünen Kranze seiner akademischen Erfolge geschmückt, kam er nach London. Und doch war es auffällig, wie selten er davon sprach — wie abgeneigt er war, sich deswegen ausfragen zu lassen. Die Alpen, die er erklommen, zeigten ihm bloß die größeren Alpen, die noch zu erklimmen waren. Er war bescheiden, gesetzt und hoffnungsvoll, dem-

Herzen und der Seele nach nur Jünger der Wissenschaft.

So kam er zur Zeit seiner Einführung in die Londoner Gesellschaft seinen wenigen intimen Bekannten, ja vielleicht sich selbst vor.

Er besaß aber auch noch einen und zwar noch bemerkenswertheren Charakterzug, der hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Obschon Niemand ihn jemals in der Sprache Utopiens hatte reden hören, so konnte man doch, wenn er sich in eine eifrige Discussion über politische oder sociale Fragen einließ, nicht umhin, fortwährend von ihm ausgehende blendende Blitze idealen Lichtes und utopischer Phantasie in die trockenen Regionen von Thatsachen und Zahlen zucken zu sehen — Blitze, welche verriethen, daß der junge John Cunliff fern und weit jenen Centralwahrheiten nachgeforscht hatte, welche die Welt umzugestalten versprachen.

Ja, er war damals noch jung genug und hoffnungsvoll genug, um an die Göttlichkeit seiner eigenen Gefühle zu glauben, die ihn fortwährend zuzuflüstern schienen:

„Geh hinaus, ziehe aus in den Kampf! Irrthum, Laster, Verbrechen und Elend sind nicht das unvermeidliche Loos des Menschen — sie sind bloß das unvermeidliche Loos der unorganisirten, halb barbarischen Vergangenheit des Menschen. Nur Gewohnheit und Nachahmungssucht und der sklavische Gehorsam, den beide erzeugen, halten das bestehende Uebel aufrecht. Vernichte sie — baue einen Platz,

auf welchem die strebende Seele sich mühen kann, auf neuen Grundlagen auf und dann wirst Du sehen, wie diese Welt ein Tempel wird, der von Göttern bewohnt werden könnte und von Menschen bewohnt werden könnte, die nur Göttern nachstehen."

Vielleicht war es eben die Größe seiner geheimen Wünsche und das Gefühl der Unwirklichkeit, welches übertriebene Erwartungen und hochfliegende Visionen unvermeidlich in uns erzeugen, was ihn in seinen Mittheilungen Andern gegenüber zurückhaltend machte und ihm Zögern und weiteres Vorbereiten angemessen erscheinen ließ.

Die fashionable Welt entschied übrigens die Sache sehr bald.

Sie machte seine Träume nicht etwa zum Gegenstand ihres Spottes, denn er hütete sich wohl, sie etwas davon erfahren zu lassen.

Wohl aber maß er schweigend ihre Widerstandsfähigkeit einerseits und ihre verführerischen Reize anderseits für Die, welche sich einfach damit begnügen, zu genießen, und keine unbequemen Fragen thun, bis er endlich das ganze Problem mit bitterem Hohngelächter über seine eigene Ungereimtheit aufgab.

Und die Welt — nun, die Welt ging wie gewöhnlich ihren ruhig heiteren Gang weiter fort, ohne etwas von ihrem wichtigen Siege oder von dem neuen Opfer zu wissen, welches auf ihrem Altar geschlachtet ward.

So schnell erstarben John Cunliff's Begriffe von der Möglichkeit, eine Art literarischer Prophet der neuen

socialen Aera zu werden, und damit ging zugleich mehr verloren, als er oder die Welt ahnen konnte.

Was blieb ihm nun noch übrig?

Er wollte wenigstens die Rolle des ächten englischen Gentleman spielen, sowie derselbe nach dem Ideal, welches er sich davon machte, sein mußte.

Dieser Traum theilte aber, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, das Schicksal des ersten, und nachdem John Cunliff noch kurze Zeit lang Experimente mit sich selbst gemacht, warf er sich rückhaltslos in die Arme der Welt, so wie sie sich anfangs durch die Gesellschaft im Ganzen und Großen und dann durch einige ihrer niedrigeren Elemente repräsentirte.

Es dauerte nicht lange, so ward John Cunliff's Erscheinen in der sogenannten guten Gesellschaft ein immer selteneres, und wenn er erschien, so rief das nicht mehr wie sonst Bewegung und Spannung hervor. Der Prophet hatte gesprochen — an's Heirathen dachte er nicht.

So vergingen acht Jahre und jedes ließ eine besondere Spur an ihm zurück, bis er endlich weiter nichts war als ein ganz gewöhnlicher Genußmensch, ein schlechter Gutsherr, ein völlig werthloses und unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Zum Glück für ihn waren die Genüsse, die er liebte, bis zu einem gewissen Grade antagonistisch.

Selbst während seiner tiefsten Versunkenheit lebten noch Triebe poetischer Reinheit in ihm, so daß er zuweilen sein Leben im richtigen Lichte sah und dann davor mit so aufrichtigem Grauen zurück-

schauderte, als ob plötzlich ein mächtiger religiöser Glaube in ihm erwacht wäre und seine ganze Natur in revolutionäre Zuckungen versetzt hätte.

Was wirklich religiöses Gefühl für ihn hätte thun können, das wußte John Cunliff nicht und er ließ es sich auch nicht einfallen, darnach zu fragen.

Kaum dreißig Jahre alt, fühlte er schon, daß er mit seiner früher so grenzenlosen Fähigkeit zum Genießen künftighin haushälterisch umgehen müßte.

Deshalb ward er in seinen Vergnügungen wählerisch, zog den Horizont derselben enger, hörte auf, so viele schöne und anziehende Gestalten als Theile einer bis in unabsehbare Ferne sich erstreckenden luftigen Perspective zu betrachten und wendete alle Gedanken nur einer derselben zu.

Wir müssen ihm dabei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß seine Liebe zu Mrs. Rhys sicherlich — wenn eine so paradoxe Ausdrucksweise gestattet ist — der beste Zug in einem fortgesetzt schlechten Leben war.

Erst seitdem er sie kannte, hatte er seiner bis jetzt über alle Grenzen hinausschweifenden Genußsucht Zaum und Zügel angelegt.

Fünftes Kapitel.

Flüchtige Bilder.

Im Laufe des Tages, welcher auf den folgte, an welchem unsere Erzählung beginnt, verließ ein Gentleman auf der Station Shrewsbury den nach London gehenden Zug und nahm sofort einen Platz in dem nach Wales gehenden ein, so daß er also den Weg, den er gekommen, wieder zurückmachte.

Der Conducteur fragte, während er das ihm vorgezeigte Billet ansah, sich im Stillen, warum der Gentleman wohl wegen einer nur wenige Meilen betragenden Fahrt von seinem Landsitz so kaltblütig ein nach London gelöstes Billet opfere.

Der betreffende Gentleman schien übrigens auf dem Perron sehr wohl bekannt zu sein. Die Kofferträger griffen, als er an ihnen vorbeiging, an die Mützen und der Conducteur des Walliser Zugs öffnete ihm ein noch völlig unbesetztes Coupé und schloß die Thür.

Der Reisende zog beide Fenster zu und warf sich mit dem Ausdruck der Erschöpfung in eine Ecke. Die

Füße legte er, trotz der schmutzigen Stiefel, auf den gegenüber befindlichen Sitz, knöpfte sich den Rock auf und holte tief Athem. Dann sah er einige Minuten lang zu, wie die Bäume draußen an dem dahineilenden Zuge vorüberflogen.

„Ich werde jetzt recht abergläubisch!" sagte er dann bei sich selbst. „Ich fürchtete schon, Shrewsbury nicht noch zur rechten Zeit zu erreichen. Ich habe es erreicht, fahre aber nun nicht nach London, sondern — wohin? Höchstwahrscheinlich zum Teufel. Na, meinetwegen. Ueberhaupt wird es, da ich nun einmal diesen Schritt gethan, gut sein, wenn ich mich der wohlwollenden Berücksichtigung des Höllenfürsten empfehle."

Allmälig ward er ruhiger, lehnte den Kopf zurück, schloß die Augen und schien einige Minuten lang zu schlafen.

Plötzlich aber fuhr er wieder empor, riß die Augen weit auf, als ob sich ihm ein entsetzlicher Anblick darböte, lachte dann, bewegte nach Art eines Turners die Arme hin und her, bis er sich vollständig ermuntert hatte, und saß hierauf so ernst und gesetzt da, als ob kein einziger Platz im Coupé leer gewesen wäre.

Es dauerte nicht lange, so öffnete der Conducteur die Thür und sagte leise und sich gleichsam entschuldigend:

„Es thut mir leid, Sir, wir haben aber anderswo keinen Platz mehr."

„Ich bitte um Entschuldigung," begann der

Neueinsteigende ganz außer Athem, während der Zug sich schon wieder in Bewegung setzte. „Ich —"

Hier stockte er, weil er bemerkte, daß er keinerlei Antwort bekam. Dann sah er einige Secunden unverwandt nach der Richtung hin, in welcher der stumme Passagier saß, und sagte hierauf laut und mit unnachahmlicher Kaltblütigkeit:

„Mich so zu irren! Ich glaubte ganz gewiß, einen Gentleman hier zu sehen."

Dann zog er, wie von seinem Irrthum vollständig überzeugt, eine Cigarre hervor, zündete sie an, ohne vorher erst um Erlaubniß zu fragen, da es ja, nach seiner Theorie, nun keiner solchen bedurfte, öffnete das Fenster auf seiner Seite und stand im Begriff, auf der andern dasselbe zu thun, als der schweigsame Passagier es nothwendig fand, sich dieses dadurch zu verbitten, daß er sehr entschieden die Hand emporhob und sagte:

„Nein, ich danke; lassen Sie das!"

Die beiden Passagiere sahen einander an, brachen beide, ehe sie noch wußten, was sie weiter sagen sollten, in ein lautes Gelächter aus und waren fünf Minuten später in einem lebhaften, fast vertraulichen Gespräch begriffen.

Der stumme Reisende fühlte sich durch das Gesicht des Eindringlings, trotzdem daß er denselben so wenig zuvorkommend empfangen, unwiderstehlich angezogen. Nie hatte er männlich schönere und dabei noch von Dünkel oder Anmaßung vollständiger freie Züge gesehen.

Dabei war der Mann jung, von mittler Größe, etwas kleiner und gedrungener als sein Reisegefährte, mit vollem lockigem, braunem Haar und in seinem Benehmen ungezwungen und unbefangen.

Sein Mitpassagier hielt ihn für einen gebildeten Gutsbesitzer und diese Vermuthung erwies sich als vollkommen begründet.

Er war aus Kent und nahm sehr bald Gelegenheit, seinem Reisegefährten zu verstehen zu geben, daß dieß die schönste Provinz Englands sei.

„Aber dennoch empfinden Sie wohl zuweilen den Wunsch nach Veränderung?" fragte der Andere.

„Nach Veränderung?" wiederholte der junge Landwirth lachend, indem er achselzuckend einen Blick auf die Landschaft warf, welche man eben durchflog. „Ich versichere Ihnen, daß es mir Mühe kostete, mich loszureißen. Ich bin seit meinen Knabenjahren zu dieser Jahreszeit noch nie wieder verreist. In Kent ist es jetzt wunderschön, viel schöner als hier. Nein, bloß um der Veränderung willen habe ich meine Heimath im September nicht verlassen."

„Aus Gesundheitsrücksichten wohl auch nicht?"

„Nein."

„Dann also wohl in Geschäften?"

„Ja, und zwar um eines durchaus nicht angenehmen Geschäfts willen."

„Wirklich?"

„Ich habe in Wales einen Vetter — er bewirthschaftet ein kleines Pachtgut von vierzig Acker unergiebigen Gebirgslandes und ist sein ganzes Leben

lang so arm gewesen, wie eine Kirchenmaus. Vor sechs Wochen fiel ihm eine Erbschaft von beinahe siebentausend Pfund zu und nun muß ich ihm sagen, daß es damit eitel Mondschein ist."

„Wie geht das zu?"

„Kennen Sie vielleicht die Firma Morgan & Harnet, Lederfabrik in Bermondsey?"

„Nein."

„Nun sehen Sie, Morgan, ein Walliser, der dieses Geschäft früher betrieb, trat vor zwanzig Jahren aus demselben aus, ließ aber sein Kapital im Betrage von siebenundzwanzigtausend Pfund darin. Im letztvergangenen April starb er und wir, seine nächsten Verwandten — wir sind zusammen unser vier — glaubten, ein gutgefülltes Nest auszunehmen. Ich kaufte mir darauf hin ein neues Reitpferd, ein famoses Thier. Zum Glück sind meine Vermögensumstände der Art, daß ich es nicht wieder verkaufen muß. Vor zwei Tagen, als ich eine Vorladung erwartete, um gemeinschaftlich mit dem andern Erben das so lange angelegt gewesene Kapital ausgezahlt zu erhalten, bekomme ich statt dessen einen Brief, durch welchen ich zu einer Versammlung der Gläubiger eingeladen wurde. Ich schickte meinen Advokaten hin und siehe da! die Sache war richtig. Die gewöhnlichen Gläubiger bekommen zwanzig Procent, die Erben des Verstorbenen aber gar nichts, denn er ist Geschäftstheilhaber und sein Kapital schon lange verloren gewesen, obschon er selbst davon weder etwas gewußt noch geahnt hat."

„Aber das ist doch stark! Sie alle so lange in Unwissenheit zu erhalten!"

„Ja, das ärgert mich auch. Ich für meine Person mache mir weiter nicht viel daraus, mein Vetter Elias Morgan aber dauert mich ganz entsetzlich. Er ist ein rauher Mann, aber treu und zuverlässig wie Stahl — ein Mann, wie es unter Tausenden kaum einen giebt."

„Da er aber, wie Sie vorhin sagten, stets arm gewesen ist, so wird er es wohl bald überwinden."

„Das ist wohl möglich, aber grausam ist und bleibt es, daß auf diese Weise in sein kärgliches Leben dieser eine Sonnenstrahl gefallen, bloß um ihm zu zeigen, wie düster dasselbe zeither gewesen ist, und um ihn dann wieder in die alte Nacht zu versenken."

Der Zuhörer gab durch seine Miene innige Sympathie zu erkennen, sagte aber nichts, und der junge Landmann fuhr fort:

„Ich fürchte, daß ich dadurch, daß ich allzu sanguinisch ins Zeug ging, die Sache erst recht schlimm gemacht habe. Da diese Halunken — die wie ich nun gehört, einen neuen Compagnon anlocken wollten — ihr Geschäft als ein so einträgliches erscheinen ließen, daß sie uns achthundert Pfund — jedem Erben zweihundert — als Gewinnantheil auf ein Jahr ausbezahlten, und da mein Anwalt sagte, die Firma sei eine höchst solide, war es da wohl zu verwundern, daß ich mich hinter's Licht führen ließ? Als ich daher meinem Vetter Elias seine zweihundert Pfund

schickte, gratulirte ich ihm, daß nun sein Wohlstand für sein ganzes Leben gesichert sei, und sagte ihm, daß ich ihm nun auch bald den ganzen Rest, beinahe siebentausend Pfund, zu übersenden haben würde."

„Dann hat er vielleicht darauf hin Schulden gemacht?"

„Das ist's eben, was ich fürchte. Er war so vorsichtig, mir erst wieder zu schreiben und mich ausdrücklich noch einmal zu fragen. Ich antwortete ihm, das Geld sei so sicher, als läge es für uns schon in der Bank."

„Hm! Das ist freilich schlimm. Er hat sich vielleicht dieß und jenes angeschafft, und wird nun nicht wissen, wie er es bezahlen soll.

„Ja; was aber einmal geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Mir thut es, wie gesagt, weiter keinen Schaden. Ich bin auf diese Weise vielmehr zu einem schönen Reitpferd gekommen, welches ich mir außerdem schwerlich angeschafft hätte. Mein Landgut ist nicht groß, es hat aber meinem Vater, meinem Großvater und auch schon meinem Urgroßvater gehört. Es sind im Ganzen hundert und neun Acker, aber so ganz vortreffliches Land, daß ein Acker davon mehr werth ist als zehn von der Bodensorte, die wir hier von unserem Wagenfenster aus sehen."

In diesem Augenblick machte der Zug Halt.

„Wir bekommen noch mehr Gesellschaft," fuhr der Kenter fort. „Meinen Sie nicht auch, daß dieß ein Doctor ist?"

Ein Herr mit kothbespritzten Kamaschen nahm in dem Coupé seinen Platz auf der Seite des Perrons ein und drehte sich dann sofort herum, um mit Jemandem zu sprechen, der ihn begleitet hatte.

Seine ersten Worte bewogen den Landwirth, bedeutsam zu lächeln.

„Haltet sie nur ruhig, lieber Freund, und gebt ihr pünktlich ein.“

„Ja,“ antwortete eine heisere Stimme, während acht schmutzige dicke Finger sich über der Wagenthür einhakten.

Der Perron war zu tief, als daß die weiterhin im Wagen Sitzenden das Gesicht des Mannes hätten sehen können. Sie sahen weiter nichts als den obern Theil eines grauen borstigen Kopfes und zuweilen etwas von einer rothen, mit Runzeln bedeckten Stirn, so wie ein triefendes, mit Blut unterlaufenes Augenpaar.

„Die Kinder haltet so viel als möglich abseits,“ setzte der Arzt hinzu.

„Ja, Herr Doctor. Also die hellfarbige Medicin heute Abend und die dunkle morgen früh, nicht wahr?“

Der Arzt nickte.

Damit schien alles Nöthige gesagt zu sein, die Finger klammerten sich aber immer noch hartnäckig an der Thür fest und die rothunterlaufenen Augen blickten dem Arzt immer noch in's Gesicht.

Jedenfalls wollte der Mann noch etwas fragen, was der Arzt nicht zu hören wünschte.

Plötzlich füllte ein breites Schulternpaar das Fenster aus. Der Mann hatte seinen Fuß auf den Wagentritt gesetzt, stemmte sich nun mit den Armen auf die Thür und näherte sein Gesicht dicht dem des Arztes.

Es war ein abstoßendes Gesicht mit einem viereckigen Kinn, welches mit einem eine Woche alten stachligen Bart bewachsen war.

Der Mann sagte etwas, was die beiden andern Passagiere nicht hören konnten; wohl aber hörten sie die Antwort des Arztes.

„Nun und wenn dem so wäre?“ sagte dieser. „Wir thun beide, was wir können. Sollte alle unsere Mühe vergebens sein, und der Fall, von welchem Ihr sprecht, eintreten, so werdet Ihr nicht vergessen, daß Ihr Mann und Vater seid.“

Die Gestalt des Mannes tauchte am Fenster hinab und dieses ward frei.

Der Arzt steckte unvorsichtigerweise den Kopf hinaus, um dem Manne nachzusehen, zog ihn aber schnell wieder herein und schleuderte seine Reisetasche mit dem Fuße weiter unter den Sitz.

Gleich darauf hakten die Finger sich wieder fest und das Gesicht kam wieder zum Vorschein.

„Herr Doctor!“

„Was giebt's noch, mein Freund?“

„Jarman sagte, er käme morgen wieder, um den Zins zu holen. Wenn es mit meiner Frau dann besser geht, so werde ich höflich mit ihm sprechen; käme es aber so —“

Die heisere Stimme ging in verzweiflungsvolles Keuchen über. Die Augen des Mannes hafteten auf den beiden anderen Passagieren des Wagens, ohne sie aber, wie es schien, zu sehen.

„Wenn es so käme," hob die heisere Stimme wieder an, „dann möge er sich hüten, meiner Schwelle zu nahe zu kommen. Er war am Donnerstag hier und seitdem geht es so schlecht mit ihr. Sie erschrak über seine Drohungen so sehr, daß sie fast den Verstand darüber verlor."

„Tretet zurück, Freund! Der Zug wird sogleich fortgehen," sagte der Arzt.

„Jarmann sagte, der Gutsherr schriebe fortwährend um Geld. Wenn Sie Jarmann treffen, Herr Doctor, so sagen Sie ihm, er solle seinem Herrn wiederschreiben, für seine verdammten Schweineställe könne ihn Niemand mit Fleisch und Blut und obendrein auch noch mit Geld bezahlen. Wenn wir darin leben können, anstatt darin zu sterben, so können wir sie vielleicht auch bezahlen, sonst aber nicht; sagen Sie das, Herr Doctor. Unser Gutsherr ist ein Schlemmer und Prasser, der einmal da droben einen schweren Stand haben wird, es müßte denn kein Gott im Himmel sein! Adieu, Herr Doctor."

Der Arzt wendete sich nun nach seinen Reisegefährten herum.

Der eine sah zum Fenster hinaus, der andere dagegen verrieth durch seine Miene, daß er das Gespräch zwischen dem Arzte und dem armen Mann

mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört hatte.

Der Arzt sah sich dadurch veranlaßt, dem jungen Landwirth zu erzählen, die Frau des Mannes läge schwer am Typhus darnieder und er könne nicht sagen, ob es ihm gelingen würde, sie — die Mutter von sieben Kindern — zu retten.

„Der Mann hat übrigens Recht," setzte der Arzt hinzu. „Es ist wirklich eine Schande, daß ein Gutsherr die Häuser auf seinen Besitzungen in so erbärmlichen Zustand gerathen läßt, daß sie Pestilenz und Tod ausbrüten, während er selbst das Geld, das er seinen armen unglücklichen Unterthanen abpreßt, in Saus und Braus durchbringt."

„Und die Fluren, durch welche uns jetzt unser Weg führt, sind wohl die seinigen?" fragte der junge Landwirth, der nun den Zustand des Bodens mit erhöhtem Interesse in's Auge faßte.

„Ja."

„Wie heißt er denn?"

Ehe der Arzt antworten konnte, wendete der Passagier in der Ecke sein Gesicht vom Fenster nach dem Arzt herum, der ihn nun erst ordentlich sah, ein wenig erröthete und hustete und den schon wieder langsam werdenden Gang des Zuges benutzte, um den Kopf zum Fenster hinauszustecken und zu rufen:

„Heda — Kofferträger!"

„Wie heißt der Gutsherr?" wiederholte der arglose Frager.

„Cunliff!" rief der Eckpassagier und wechselte

abermals einen Blick mit dem etwas verlegenen, aber nicht gerade Beschämung verrathenden Arzt, welcher seinen Hut hob und sagte:

„Ich wünsche Ihnen guten Morgen, Sir."

„Guten Morgen," antwortete der Gentleman und sein Gesicht gewann einen förmlich drohenden Ausdruck.

Der junge Landwirth folgte mit den Augen der sich den Perron entlang entfernenden Gestalt des Arztes und drehte sich dann zu seinem Reisegefährten herum, um sich nach diesem Mr. Cunliff und seinem Besitzthum näher zu erkundigen.

Sein neuer Bekannter schmiegte sich in die Ecke, um ein Schläfchen zu machen, und sagte lächelnd, indem er die Augen schloß:

„Entschuldigen Sie; ich habe vergangene Nacht fast gar nicht geschlafen."

Dem jungen Landwirth that dieß leid, denn er hätte das Gespräch gern weiter fortgesetzt. So aber ward kaum ein Wort wieder gesprochen, bis der Zug in Llansaintfraid hielt, und als hier Beide auf dem Perron und im Begriff standen, sich höchstwahrscheinlich für immer zu trennen, während der auf das Glasdach niederströmende Regen einen solchen Lärm machte, daß sie einander kaum verstehen konnten, schien es die Frage zu sein, ob sie einander nicht so gut wie absolut fremd bleiben würden.

Der junge Landwirth konnte sich jedoch nicht enthalten, die Hand auszustrecken.

Dieselbe ward einen Augenblick lang mit Wärme

gedrückt, dann ward etwas von hoffentlichem Wiedersehen da oder dort gemurmelt, und so schieden die Beiden — der eine, um, wie er sagte, nach „der Stadt" weiter zu reisen, der andere, um einen Platz in der „Major's Kutsche" einzunehmen, welche eben nach Dolgarrog abgehen sollte.

Sie trennten sich, ohne auch nur einer des andern Namen zu kennen.

Der junge Landwirth blieb noch einen Augenblick auf dem Perron stehen, um seinem Reisegefährten nachzuschauen, und da er sah, daß derselbe einen falschen Weg einschlug, so lief er ihm nach und schrie:

„Links! links!"

„Danke! Danke!" scholl's zurück und dann verloren sie einander rasch aus den Augen.

Sechstes Kapitel.

Ueber Eriba Ban.

Zum großen Erstaunen und Aerger des Landwirths war der Wagen voll. Während er seinen neuen Bekannten auf den rechten Weg gewiesen, hatten andere Passagiere die noch leeren Plätze des Personenwagens eingenommen.

Die walliser Passagiere hätten gern noch auf irgend eine Weise Raum geschafft, der Besitzer des Wagens aber, welcher zugleich selbst kutschirte, erklärte, es sei dieß ganz unmöglich, denn die Anzahl der Mitfahrenden sei ohnehin über die Gebühr groß.

„Eine niedliche Reise!" murrte der Abgewiesene und eilte zurück nach dem Perron, von wo er nach der nicht weit entfernten Stadt ging, denn er fürchtete, er werde über Sonntag bleiben müssen, wo kein Personenwagen ging.

Ehe er den Hof des Gasthauses erreichte, ward er von einem Mann eingeholt, der sich in der Nähe der Station herumgetrieben, bis der Personenwagen

fort war, und dann, als er gehört, daß ein Herr zurückgeblieben, diesem nachgeeilt war.

Er hatte eine Gesellschaft Touristen von Dolgarrog hergefahren und wollte, sobald seine Pferde ausgeruhet hätten, wieder dahin zurück.

„Wie viel verlangt Ihr?"

„Fünf Schilling, Sir."

„Gut. Dann so rasch als möglich."

Ungefähr eine halbe Stunde später, während der junge Farmer bei einem guten Stück Rinderbraten und einem guten Glas Ale saß, trat der Kutscher wieder ein.

„Der Weg über das Gebirge wird diese Nacht nicht sehr angenehm sein, Sir; aber hier zu bleiben gedenken Sie doch nicht?"

„O nein! Seid Ihr bereit?"

„Würden Sie wohl erlauben, daß noch ein Herr mitfährt?"

„Nun, wenn Ihr Euch einmal schon mit ihm besprochen habt, so wird es wohl weiter nichts helfen. Er bezahlt wohl auch fünf Schilling?"

Der Kutscher lachte.

„Wer ist es denn?"

Der Kutscher reichte dem jungen Landwirth eine Adreßkarte, auf welcher einige Worte mit Bleistift geschrieben standen. Dieselben lauteten:

„Mr. John Rymer bittet, die Freiheit, die er sich nimmt, gütigst zu entschuldigen. Es liegt ihm viel daran, heute Nacht noch Dolgarrog zu erreichen, es sind aber weder hier noch in dem andern Gast-

hause Pferde zu bekommen. Mitbenutzung des Retourwagens ist daher die einzige Zuflucht, die ihm übrig bleibt. Darf er sich erlauben, um die Bewilligung dieser Gunst zu bitten?

„Sagt," entgegnete der junge Landwirth, nachdem er gelesen, „sagt, Mr. Robert Chamberlayne ließe sich Mr. Rymer empfehlen und würde sich sehr gern von ihm Gesellschaft leisten lassen. Vielleicht kommt er einstweilen hier herein. Ich werde sogleich fertig sein."

Eine Minute später trat der Gentleman ein.

Wer vermöchte den Ausdruck der beiden Gesichter zu malen? Den Aerger, ja beinahe die Scham, die sich auf Mr. Rymer's Antlitz darüber kundgab, daß er bei seinen geheimen Arrangements so unerwartet ertappt und bloßgestellt worden, oder die offene, unverstellte Heiterkeit in den Zügen des Andern, welcher sich erhob, um seinen neuen Bekannten nach so kurzer Trennung wieder zu begrüßen, und dabei nicht umhinkonnte, auszurufen:

„Der Teufel soll mich holen! Ich hatte mir's gleich gedacht!"

Mr. Rymer zwang sich, in das Gelächter des Andern mit einzustimmen, und sagte:

„Ich glaubte, Sie wären mit dem Personenwagen fort."

„Er war voll; man nahm mich nicht mit."

„Ah so! Ich fragte aber den Kutscher des Retourwagens, ob der Herr, von dem er sprach, einen dunkeln Ueberrock anhätte, und er sagte Nein."

„Ich hatte deren zwei an — beide sind sehr dünn — und es ward mir beim Gehen so warm, daß ich einen auszog, ehe der Mann mich einholte. Also Sie reisen auch nach Dolgarrog? Wie sonderbar!"

„Ja, und wie allerliebst, daß wir uns auf diese Weise wiedersehen!"

„Ja, aber warum dachten Sie das nicht vorher?" schienen Chamberlayne's ausdrucksvolle Augen zu fragen.

Rymer nahm jedoch davon keine Notiz und bald darauf stiegen beide in den Wagen, welcher sich gleich darauf in Bewegung setzte.

„Ich versichere Ihnen," hob Rymer nach einer Weile an, „daß ich mich über dieß Wiederzusammentreffen wirklich freue."

Mr. Robert Chamberlayne's Vertrauen war aber einmal erschüttert und dieß machte ihn vorsichtig und zurückhaltend.

Wenn Mr. Rymer auch nicht mit dem Personenwagen hatte fahren wollen, so hätte er doch immerhin sagen können, daß er nach Dolgarrog wollte, und es wäre dann nicht mehr als artig gewesen, in dem Wagen, den er für sich zu nehmen gedachte, Chamberlayne einen Platz anzubieten. Warum hat er dieß nicht gethan? Hielt er sich selbst für zu vornehm dazu und den jungen Landwirth für ihm nicht ebenbürtig?

So dachte Chamberlayne, konnte aber trotzdem nicht umhin, sich von Mr. Rymer's freundlicher, in-

teressanter Conversation allmählig wieder versöhnlicher stimmen zu lassen.

„Hah!“ dachte er plötzlich bei sich selbst. „Da fällt mir etwas ein. Am Ende ist es ein Speculant, der nach den Goldminen reist, von welchen in der letzten Zeit so viel gesprochen worden. Ja, ja, in der unmittelbaren Nähe von Bod Elian, wo Elias Morgan wohnt, giebt es vier oder fünf dergleichen Goldminen. Dorthin will er und daraus erklärt sich seine ganze Heimlichthuerei.“

In anscheinend gleichgültigem Tone fragte er dann laut:

„Sie haben wohl auch von den neuentdeckten Goldminen gehört?“

„Von dem britischen Eldorado? Ja wohl. Ist etwas daran?“

„Ich glaube es,“ antwortete Chamberlayne.

„Und welche von diesen Minen gilt für die beste?“ fragte Rymer nach einer kleinen Pause wieder.

„Die des Herzogs von Cornwall, glaube ich.“

„Kennen Sie vielleicht den gegenwärtigen Cours der Actien und die Höhe des eingezahlten Capitals?“

„Nein; es würde dieß aber leicht zu erfahren sein.“

„Auf solche Weise, daß man sich darauf verlassen könnte, wenn man Lust hätte, zu speculiren?“

„Ja, ich glaube es wenigstens.“

Hiermit ließ man den Gegenstand fallen, Cham-

berlayne konnte aber nicht umhin, bei sich selbst zu sagen:

„Dachte ich mir's doch! Er will die Katze nicht im Sacke kaufen und dann, wenn er sie kauft, auch nicht zu viel dafür bezahlen."

Laut setzte er hierauf hinzu:

„Was gedenken Sie zu thun, wenn wir nach Dolgarrog kommen?"

„In dieser Beziehung habe ich mir noch gar keinen Plan gemacht."

„Ich werde in einem Privathause, bei Butty Hughes, einkehren. Die Hotels der Touristen werden jetzt noch ziemlich stark besetzt sein, obschon die Saison beinahe zu Ende ist."

„Ja, das ist wahr. Wer ist Butty Hughes? Ein sonderbarer Name!"

„Sie dürfen ihn nicht so nennen; er ist ein respectabler alter Herr. Als ich noch Schüler des wohlehrwürdigen Daniel Lloyd, den ich morgen zu sehen hoffe, war, pflegte ich jedesmal, wenn ich nach Dolgarrog kam, bei Mr. Hughes Brod und Butter zu essen, und er fragte mich allemal bei meinem Eintritt in der ihm eigenthümlichen Sprechweise: ‚Brod und Butty, nicht wahr!' Deßwegen nannten wir — ich und die kleinen Lloyds — ihn unter uns nicht anders als Butty Hughes. Er ist aber, wie gesagt, ein sehr respectabler alter Mann. Wollen wir vielleicht sehen, ob er Platz für uns Beide hat?"

„Damit bin ich gern einverstanden," antwortete Rymer.

„Die Zimmer sind lächerlich klein, aber sauber und behaglich," setzte Chamberlayne hinzu.

Der Wagen fuhr, wie er schon von der ersten Meile an gethan, immer noch bergauf und die scharfe Gebirgsluft drang in alle Winkel des wackeligen Fuhrwerks.

Chamberlayne schlief, so wie er sich seinem Gefährten gegenüber immer ungenirter fühlte, endlich ein.

Auch Rymer verspürte große Lust dazu, hielt sich aber mit großer Selbstüberwindung wach. Während er sich mit halbgeschlossenen Augen im Wagen zurücklehnte, um dem peitschenden Regen auszuweichen, sah er Lichter blinken, bald unten in schwindelnden Tiefen, bald, wie es schien, in hohen schwarzen Wolken.

Man befand sich jetzt auf dem höchsten Kamm eines Ausläufers des Criba Ban-Gebirges und wäre es Tag gewesen, so würde Rymer ein wundervolles Panorama von Bergesspitzen und Thalgründen gesehen haben.

Einmal machten sie vor einem Wirthshause Halt. Rymer fühlte beim Anblick des zur offenstehenden Thür herausleuchtenden Feuerscheins sich geneigt, auszusteigen, um einmal die Beine auszustrecken und sich zu wärmen.

Chamberlayne schlief aber so fest und das Innere des Hauses sah so sonderbar und uneinladend aus, daß er es vorzog, zu bleiben, wo er war, und ruhig zusah, wie ein Knabe herauskam und die Pferde tränkte.

Es dauerte nicht lange, so nahm der Kutscher wieder seinen Sitz ein und dann ging es weiter, unter immer noch strömendem Regen, bergab, bis die Lichter in den niedrigen steinernen Häusern zu beiden Seiten der Straße den Reisenden verkündeten, daß sie in Dolgarrog waren.

Chamberlayne, der nun erwachte, befahl dem Kutscher, sie zu Mr. Hughes nach dem sogenannten Senatshause zu fahren.

Es war dieß ein langes, niedriges Gebäude ganz unten am Marktplatze.

Rymer konnte in der Dunkelheit und dem Regen nichts besonders Auffälliges daran sehen und folgte seinem Begleiter zunächst in Mr. Hughes' Kaufladen.

Eine einzige grelle Gasflamme beleuchtete denselben mit seinem Inhalt, der das seltsamste Gemisch bildete, welches Rymer in seinem Leben gesehen.

Der Laden war mit hellrothen Ziegeln gepflastert, die ein junges Frauenzimmer eben im Begriff stand tüchtig zu scheuern.

Matrosenhüte, lederne Kamaschen, Blechkessel, Zwiebeln und geräucherte Schinken hingen von der niedrigen Decke herab.

Auf dem Ladentisch dampften eine Anzahl eben aus dem Ofen gekommener Brode und dahinter stand eine Frau von etwa vierzig Jahren mit einem blassen, aber liebenswürdigen Gesicht und sanften dunkeln Augen, die fortwährend nach dem entgegengesetzten Ende des Kaufladens blickten, wo in einem kleinen Stübchen und in der Nähe eines lustig

prasselnden Feuers der Hausherr seine Abendmahlzeit zu sich nahm.

Es war ein hübscher alter Mann mit blauen Augen, der an seinem Essen und Allem, was vorging, einen sozusagen kindlichen Genuß zu finden schien.

Er hatte dabei etwas Weiches und Geschmeidiges, was Rymer ein Lächeln entlockte, als er an den Spitznamen dachte, welchen Chamberlayne dem alten Mann gegeben. Groß war das freudige Erstaunen, als Chamberlayne, nachdem er die guten Leute lange gequält und aufgefordert, zu errathen, wer er sei, sich endlich als Mr. Lloyd's ehemaligen Schüler zu erkennen gab, der hier so oft Brod und Butter geschmaust.

Das kleine Zimmer oben stand leer und zur Benutzung für die beiden Herren bereit, denn die Hotels, welche sonst ihre überzähligen Gäste nach dem Senatshause zu schicken pflegten, waren jetzt nicht mehr sehr gefüllt.

Rymer und Chamberlayne waren beide froh, sich zeitig schlafen legen zu können.

Siebentes Kapitel.

Dolgarrog.

Die Stadt Dolgarrog bei Morgenlicht bestätigte alle Vermuthungen, welche die Stadt Dolgarrog bei nächtlichem Dunkel in Bezug auf melancholisch graue Färbung, Kahlheit, Oede und weitläufige Architektur in dem Beschauer anregte.

Der Regen fiel immer noch, als Rymer vom Fenster aus die wenigen Spuren von Leben beobachtete, welche auf dem „Königsplatze," wie man den Markt hier nannte, wahrzunehmen waren.

Als die beiden jungen Männer gefrühstückt, ließ Mr. Chamberlayne dem Hauswirth sagen, wenn er nichts dagegen hätte, so würde er mit seinem Freund zu ihm hinunterkommen, um zu hören, was es in Dolgarrog Neues gäbe, und Mr. Butty ließ antworten, daß ihm dieser Besuch sehr angenehm sein würde.

Er saß, als Mr. Rymer und Mr. Chamberlayne bei ihm eintraten, in einem Armstuhl am Feuer, hatte sich eine Schürze seiner Frau um die Schultern

gesteckt und ließ sich sonntäglich frisiren, denn er war schon seit langer Zeit viel zu corpulent, um eine so schwierige Aufgabe selbst zu lösen.

Er entschuldigte sich, daß die beiden jungen Herren ihn so antrafen, und Mrs. Hughes setzte ihnen zuvorkommend Stühle neben den Tisch und auf diesen zwei dampfende Gläser neben das, aus welchem ihr Eheherr selbst dann und wann einen Schluck that, um die Strapazen seiner Toilette besser zu überstehen.

Mr. Rymer trat an das Fenster und sah wieder hinaus auf den Markt, der jetzt von einer ziemlichen Anzahl Leute auf ihrem Wege nach der Kirche und den vielen kleinen Kapellen überschritten ward.

„Wahrscheinlich,“ sagte Mr. Butty, während die Hände seiner Gattin sich wieder mit seinen Silberlocken zu schaffen machten, „werden Sie heute Morgen die Kirche in Capel Illtyd besuchen, um Ihren alten Lehrer zu hören — nicht wahr, Mr. Robert? Mrs. Rhys ist jetzt wieder da und es wird daher englisch gepredigt.“

„Ja, Mr. Robert,“ setzte Mrs. Hughes hinzu, „da müssen Sie hingehen. Ich bin überzeugt, Ihr alter Lehrer wird Sie eben so wenig wiedererkennen wie wir gestern Abend.“

„Ach ja, ich ginge hin,“ antwortete Chamberlayne; „nur weiß ich nicht, ob Mr. Rymer Lust hat, bei diesem Wetter ein paar Meilen weit zu marschiren, obschon es sich jetzt ein wenig aufklärt.“

Der junge Landwirth sah, indem er dieß sagte,

fragend Mr. Rymer an, der, den Uebrigen den Rücken zukehrend, am Fenster stand. Er hatte, als der Name der Dame genannt und die Frage an ihn gestellt worden, eben einen Blick auf seine Uhr geworfen. Er antwortete nicht sogleich und Chamberlayne, welcher glaubte, er habe die Frage nicht gehört, wiederholte dieselbe, indem er sagte:

„Nun, wie steht's? Wollen wir gehen?"

„Ja wohl," antwortete Rymer, indem er sich rasch herumdrehte. „Ich bin mit dabei. Wollen wir sofort aufbrechen?"

„Ein Viertelstündchen können wir noch warten," entgegnete Chamberlayne und begann sich dann nach einer Menge alter Bekannten zu erkundigen.

„Aber," mischte Mrs. Hughes sich nach einer Weile in das zwischen ihrem Manne und ihrem jungen Gaste geführte Gespräch, „aber, Mr. Robert, Sie fragen ja gar nicht nach Ihrem kleinen Cariad (Schätzchen), Miß Hirell."

Chamberlayne erröthete ein wenig und lachte.

„Ich habe dieß bis jetzt noch nicht gethan, weil ich heute noch selbst nach Bod Elian gehe, Mrs. Hughes. Es ist doch dort Alles wohlauf?"

„Ja wohl," antwortete Butty Hughes, indem er mit seiner Frau einen bedeutsamen Blick wechselte. „Ihr Onkel Elias ist gegenwärtig ein großer Mann in Dolgarrog, Mr. Robert."

„So! Wie kommt das?"

„Nun, sehen Sie nicht, wie die Landleute herein-

strömen?“ fragte Mrs. Hughes. „Heute wird die Kapelle voll.“

„Aber,“ fuhr Chamberlayne fort, „was hat dieß mit Elias Morgan zu schaffen?“

„Wissen Sie es denn nicht?“ ergriff Mr. Butty das Wort. „Der große calvinistische Methodistenprediger der Walliser Kapelle in London ist da und wird heute Morgen hier predigen und zwar zum Besten einer neuen Kapelle, welche Elias in der Nähe seines Wohnsitzes bauen lassen will.“

„Elias will eine Kapelle bauen!“ wiederholte Chamberlayne mit ungeheucheltem Erschrecken.

„Ja wohl!“ rief Mr. Hughes. „Er hat schon hundert Pfund dazu deponirt und sich für die ganzen Kosten verbürgt. Dieselben werden, wie man sagt, zweihundertundfünfzig Pfund betragen.“

Chamberlayne starrte die beiden Eheleute mit entsetzten Blicken an, und Mr. Butty Hughes erzählte, während seine Frau ihm die Schürze abnahm und ihn damit abfegte, weiter, Elias Morgan werde seinen jüngern Bruder, nachdem er ihn mit Kleidern und Allem neu ausstaffirt, morgen auf die hohe Schule schicken; Hirell, seine Tochter, solle in eine Art Pensionsschule nach Liverpool kommen und nähe sich gemeinschaftlich mit Kezia fast die Finger wund, um ihre Kleider fertig zu bekommen.

Elias seufze und murre allerdings über die bunten Bänder und Seidenstoffe als unnützen eiteln Tand, dennoch aber habe er den jungen Leuten die Freude über den ihm so plötzlich zugefallenen Reich-

thum nicht verderben wollen. Auch habe er selbst an Bod Elian — seinem Hause — zwei neue Zimmer angebaut und sich einen rothen Wagen und ein neues Pferd gekauft.

Alles dieß erzählte Butty in fast kindisch aufgeregtem Tone und mußte sich dann und wann von seiner Frau, welche das Englische geläufiger sprach als er, nachhelfen lassen.

Mittlerweile kamen ihre beiden Nichten fertig zur Kirche angekleidet und mit ihren Gesangbüchern in den Händen aus ihrem Zimmer herunter und es entspann sich nun ein gellendes Gespräch auf Wallisisch, während Mrs. Hughes ihrem wohlbeleibten Eheherrn die Handschuhe zuknöpfte und den Hemdkragen zurechtzupfte.

Mr. Rymer benutzte diese Gelegenheit, um sich Chamberlayne zu nähern und leise zu ihm zu sagen:

„Sie sollten Ihre Verwandten erst sprechen, ehe dieselben in die Kirche gehen."

„Ja," murmelte Chamberlayne. „Ich muß es thun, wenn es möglich ist."

„Dann werde ich den Weg nach der Kirche von Capel Illtyd wohl allein zu finden suchen müssen," sagte Rymer, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Nein, das hoffe ich nicht. Warten Sie noch ein wenig auf mich," entgegnete Chamberlayne.

„Guten Morgen, meine Herren!" sagte Butty, indem er mit seinen beiden Nichten das Haus verließ und seine Gattin ihm bewundernd und lächelnd

nachschaute, als ob er ein kleiner guter Knabe wäre.

Die Drei waren jedoch noch nicht lange fort, als eine der Nichten eiligst zurückkam, um zu melden, daß die Morgans so eben alle über die Brücke kämen, und daß Mr. Ephraim Jones, der große calvinistische Prediger, auf dem Markte stünde und sie erwartete.

Chamberlayne nahm seinen Hut und ging hinaus. Mr. Rymer wünschte Mrs. Hughes guten Morgen und folgte. Chamberlayne erwartete ihn wenige Schritte vor der Thür und sein schönes Gesicht sah ganz bleich und verstört aus.

Das Geläut der Kirchenglocken hatte aufgehört.

Ja, der berühmte Prediger stand auf dem Markte. Es war ein untersetzter, kräftiger Mann, der sein ganzes Leben lang mit dem bösen Feind gerungen zu haben schien. Sogar im Zustand der Ruhe hatte seine Haltung etwas Herausforderndes und Wachsames.

So stand er da im Gespräch mit mehrern Geistlichen von Dolgarrog und die Ankunft von vier Personen erwartend.

Diese waren Elias Morgan, sein junger Bruder Hugh, sein einziges Kind Hirell, und seine Haushälterin Kezia Williams.

Die schlanke jugendliche Gestalt Hugh's, auf dessen Schulter die schwere Hand des ältern Bruders dann und wann fiel, wie um einer Ermahnung Nachdruck zu geben, zog wenig Aufmerksamkeit auf

sich. Der ältere Bruder, Elias selbst, war es vielmehr, auf den sich Aller Augen richteten.

Er war ein kleiner Mann, aber mit breiter Brust, wuchtigem Tritt und einer gewissen rauhen Würde in seiner Haltung, welche für den gänzlichen Mangel an Anmuth sowol der Gestalt als der Gesichtszüge entschädigte.

Nur seine schwarzen hellen, von langen dichten Wimpern beschatteten Augen hätten für schön gelten können, wenn nicht ein so durchbohrend ernster, ruhig unbeweglicher Geist aus ihnen geleuchtet hätte. Sein viereckiges Kinn und seine schmalen, festgeschlossenen Lippen hatten denselben unbeugsamen Ausdruck.

In diesem Augenblick war er so eifrig beschäftigt, seinen Bruder vor den Versuchungen und Schlingen der großen Welt, die er morgen mit seiner Gebirgsheimath vertauschen sollte, zu warnen, daß er gar nicht die Bewegung bemerkte, welche seine Annäherung hervorrief.

Plötzlich jedoch ließ er seine Hand von der Schulter seines Bruders herabfallen und ging etwas langsamer, während eine kaum bemerkbare Röthe seine gebräunte Wange überzog.

Der arme Landwirth, der bis in sein vierzigstes Jahr gewohnt gewesen, aus der Hand in den Mund zu leben, betrachtete bei seiner beschränkten Weltanschauung und seinem grenzenlosen Vertrauen auf Gott die ihm vermeintlich zugefallene Erbschaft von siebentausend Pfund als eine in seine Hände gegebene

Macht, um allerhand große göttliche Plane in's Werk zu setzen.

Er ging jetzt auf Mr. Ephraim Jones, den Londoner Geistlichen, zu, der ihm schon von Weitem beide Hände entgegenstreckte.

Chamberlayne wünschte sich seiner betrübenden Botschaft so bald als möglich zu entledigen und näherte sich daher Elias rasch, indem er sagte:

„Vetter! Vetter Morgan!"

Elias hatte ihn seltsamerweise entweder auf den ersten Blick erkannt, oder war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um bei dieser Anrede Ueberraschung zu erkennen zu geben.

Er reichte bloß seinem jungen Verwandten mit herzlichem Drucke die rechte Hand, während er mit der linken auf die auf dem Marktplatze stehende Gruppe zeigte, wie um anzudeuten, daß er jetzt nicht stehen bleiben könne.

„Du bist es, Vetter Chamberlayne?" sagte er dann. „Willst Du mich in Bod Elian besuchen? Du bist willkommen. Komm heute Abend, wenn es Dir recht ist. Von Geschäften sprechen wir aber nicht eher als morgen. Heute ist der Tag des Herrn."

„Aber, Morgan," begann Chamberlayne wieder; sein Vetter unterbrach ihn jedoch sofort mit den Worten:

„Vetter Chamberlayne, wir haben uns verspätet. Der schlechte Weg und die Eitelkeiten des Kleiderputzes sind daran schuld."

Bei diesen letzten Worten deutete er mit seiner

breiten Hand auf die hinter ihm herkommenden beiden Frauenzimmer.

Zu diesen wendete sich nun Chamberlayne, wohl einsehend, daß mit Elias für den Augenblick nichts zu sprechen war.

Hirell's schlanke Gestalt und schönes Gesicht waren ihm von früher her bekannt, gleichwohl aber war er auf den Anblick einer solchen Schönheit wie die, welche sich seinen Augen jetzt darbot, nicht gefaßt gewesen.

Dennoch war es nicht ihre unvergleichliche Gestalt und eben so wenig der bezaubernde Blick, der aus ihren braunen Augen ihm entgegenleuchtete, was ihn jetzt so verblüfft machte, sondern vielmehr der Gedanke an ihren Namen, über den er so oft nachgedacht und den er nun zum ersten Male verstand.

Hirell — Lichtstrahl — Engel!

Ja, er fühlte, daß, seitdem er sie das letzte Mal gesehen, ihr sonst so unruhiger Sinn sich ihrem Namen gemäß geformt hatte. Sie war jetzt nicht mehr dasselbe Wesen, welches mit ihm auf den steinigen Fluren von Bod Elian herumgetollt oder in dem kleinen Zimmer des alten Senatshauses gesessen und über Butty Hughes gelacht hatte.

Ihr Vater und die grimmigen alten Dissentergeistlichen hatten sie — das errieth Chamberlayne sofort — aus ihrer halb melancholischen, halb geräuschvollen Kindheit herausgehoben und in einer Art Dom versetzt, wo er wenigstens keinen Verkehr mit ihr unterhalten konnte.

Es war ihm, als könnte er jetzt gar nicht mit ihr sprechen. Er konnte bloß vor ihr stehen und Schmerz darüber empfinden, daß sie ihn so gänzlich vergessen hatte.

Er dachte noch an sie, während Kezia ihn anredete.

Bei der halb scherzhaften Anspielung ihres Vaters auf ihre Eitelkeit, wodurch die Blicke Chamberlayne's und seines Freundes so plötzlich auf sie gelenkt wurde, erröthete die schöne Calvinistin und ließ ihr sorgfältig emporgehobenes Kleid fallen. Dann aufschauend, begegnete sie Mr. Rymer's lächelnd bewunderndem Blick.

Als er bemerkte, daß sie ihn ansah, hob er seinen Hut und verneigte sich und sie erröthete und machte einen Knix — einen so bäurischen und unbeholfenen, daß sie sich dessen selbst bewußt ward und abermals erröthete.

Dann drehte sie sich herum und folgte ihrem Vater, ohne auch nur daran zu denken, daß sie mit ihrem Verwandten und früheren Spielgenossen Robert Chamberlayne weder gesprochen noch ihm die Hand gereicht hatte.

Die beiden jungen Männer traten auf die Seite und beobachteten die sich auf dem Marktplatze durcheinander bewegenden Gestalten.

Elias hielt noch die Hände des Geistlichen gefaßt und letzterer, der den fragenden Ausdruck, welchen das gebräunte Gesicht seines Freundes hatte, wohl bemerkte, sagte mit seiner lauten, schroffen Stimme, die aber in diesem Augenblick milder als gewöhnlich klang:

„Ja, Freund Elias, ich bin daran erinnert worden, daß ich nicht um der Ruhe willen, die ich unter meinen alten Freunden zu genießen gedachte, hierher gehen sollte, sondern um das Werk des Herrn zu thun. Er weiß, was er will, wenn er sagt: „Nimm dieses Leid auf Dich!" Elias, mein kleiner Sohn — mein einziges Kind — ist gestorben. So hat mir eben dieser Brief gemeldet. Gott helfe der armen Mutter und tröste sie. Sie ist zu alt, um noch ein Kind zu gebären. Ihr könnt Euch denken, wie es bei uns war und wie es nun bei uns sein wird. Doch genug davon. Muth, Elias, Muth! Gott denkt heute an Dich und Deine Plane. Er will, daß ich an Deiner Statt spreche. Er erfüllt mein Herz — wie kann ich daher anders als sprechen? Deine Sache darf durch meinen Verlust nicht leiden. Ich bin es, der Dir das sagt, der Herr aber sagt es mir. Komm!"

Elias, der den Geistlichen bis jetzt immer noch bei einer Hand gehalten, ließ dieselbe jetzt los und nahm den dargebotenen Arm. Dann sagte er in leisem, träumerischem Tone:

„Ja, der Herr giebt und der Herr nimmt!"

„Ist das Alles, Freund Elias?" fragte der Geistliche, indem er an der Schwelle der Kapelle stehen blieb und seinem Begleiter in's Gesicht schaute, in strengem Tone. „Du bist allzu schonend. Glaubst Du, ich könne nicht eben so gut, wie Du bei Dir selbst thust, sagen: „„Der Name des Herrn sei gelobet!""

Als die Stimme, aus welcher ein Schmerz sprach, als ob sie einem Gefolterten angehörte, schwieg, begannen, ehe der Gottesdienst anfing, einige Kinderstimmen im Schulzimmer ein für diese Gelegenheit gedichtetes Lied zu singen, welches so klar und rein emporstieg, als ob die kleinen Sänger, ohne es zu wissen, beauftragt wären, Gottes beruhigende Antwort auf die dem gebeugten Vaterherzen abgepreßte Klage zu geben.

Der Geistliche und Elias blickten empor und horchten, wie alte Krieger, die den Schlachtruf vernehmen.

Hirell sah sie an, faltete die Hände und stellte sich zwischen die beiden Männer wie ein wirklich vom Himmel entsendeter Lichtstrahl.

Die Thüren der innern Kapelle schlossen sich.

Rymer und Chamberlayne drehten sich herum und gingen schweigend über die Brücke, um den Weg nach Capel Illtyd einzuschlagen.

Wieder war der Marktplatz grau, düster und verödet.

Achtes Kapitel.

Dola Hudol.

Die grauen Häuserfronten von Dolgarrog trockneten stellenweise, als Rymer und Chamberlayne die Brücke, welche aus der Stadt hinausführt, überschritten und eine Straße betraten, deren Schönheit die Wahrheit der alten walliser Redensart bestätigt, welche sagt: „Nur das ist vortrefflich, was nicht übertroffen werden kann.“

Auf der ganzen Straße von Dolgarrog bis Aber, wo der sich durch das Thal schlängelnde kleine Fluß in das Meer fällt, führt der Weg sanft bergan.

Die beiden jungen Männer gingen, nachdem sie anfangs einige kurze Redensarten mit einander gewechselt, schweigend neben einander her.

Chamberlayne's Augen hafteten auf der vor ihm liegenden Straße und selbst von dieser sah er wenig mehr als das Stück, auf welchem er eben wandelte. Auch sein Begleiter war in tiefe Gedanken ver=

sunken, obschon er sich den Eindrücken, die ihn hier umgaben, nicht ganz entziehen konnte.

Dann und wann blieb er stehen und schaute sich halb ungläubig um, worauf er seinem Begleiter nacheilte und Auge und Phantasie wieder frei durch die Regionen dieser prachtvollen, erhabenen Natur schweifen ließ.

Der Wind, dessen Schwingen jetzt nicht mehr durch den Regen belastet wurden, der sie seit vielen Tagen gefesselt, erhob sich mit frohlockender Stimme, riß die weißen Nebel aus den Thälern und die blauen Nebel von den Bergen, drang in die Wälder, theilte sich in Millionen kleiner Genien, welche jeden Grashalm trocken schüttelten und die einsame kleine Blume am Bergeshang aufrichteten, sang sein Lied zur Musik des Wasserfalles, rief dann gleich einem leichtsinnigen Schäfer, der sich plötzlich seiner vernachlässigten Heerde erinnert, die grauen vereinzelten Wolken zusammen und trieb sie mit tyrannischer Wuth vor sich her, bis seine Kraft erschöpft war und er matt hinterherkeuchte.

Nach einer Weile zeigte sich rechts eine Strecke fruchtbaren, ansteigenden Parklandes, auf welchem Robert Chamberlayne's Blicke mit dem Ausdruck des Wohlgefallens weilten.

„Das ist Dola Hudol," sagte er. „Wahrscheinlich sind die Leute von dort, einige Touristen und wir die ganze Gemeinde, welche heute Morgen dem englischen Gottesdienste beiwohnt."

„Diese Besitzung gehört also einer englischen Familie?“ fragte Rymer.

„Die Gattin des Besitzers, Mr. Rhys, ist eine Engländerin,“ antwortete Chamberlayne, ohne das Licht zu bemerken, welches sich in den Augen seines Begleiters entzündete, während Beide stehen blieben, um nach der Höhe hinaufzublicken, auf welcher, durch Bäume fast vollständig verdeckt, das aus grauen Steinen in schlichtem Tudorstyle erbaute Herrenhaus stand.

„Ja,“ fuhr der junge Landwirth fort, „der Name des Hauses ist von dem dazu gehörigen schönen Grundbesitz entlehnt. ‚Dola Hudol‘ bedeutet nämlich ‚die bezaubernden Fluren.‘ Es knüpft sich auch noch eine gewisse Geschichte daran. Hirell Morgan hat sie mir einmal erzählt, ich habe sie aber wieder vergessen.“

Es dauerte nun nicht mehr lange, so erreichten die beiden Wanderer die Brücke von Capel Illtyd und schauten von dieser herab auf die alte römische Kunststraße, die jetzt in einer langen Strecke sichtbar war.

Chamberlayne deutete die Richtung an, in welcher tief unten rechts die alte Abteifarm lag, wo er seine Schulzeit zugebracht hatte.

Der über den Bäumen emporsteigende Rauch, einige auf den Feldern grasende Kühe, eine Frau in einer blaugeblumten Jacke, die Kartoffeln im Flusse wusch und sich dabei eines alten Korbes als Sieb

bediente — dieß schienen anfangs die einzigen sichtbaren Anzeichen von Leben zu sein.

Als aber Rymer die grauen Bergabhänge hinaufblickte, sah er einige armselige kleine steinerne Häuser, vor deren Thüren zwei oder drei Bergleute saßen — wahrscheinlich Engländer, die an die englische Heimath dachten, denn sie schauten über das Thal und die Bergesgipfel hinüber.

Auf der letzten Höhe der steilen Straße, welche die beiden jungen Männer erstiegen, stand das Zollthor. Links von diesem lag das Dorf Capel Illtyd und rechts die Kirche.

Der letzteren Richtung sich zuwendend, betraten sie einen Weg, der viel Aehnlichkeit mit einem schweizerischen Gebirgpaß hatte, und nach wenigen Minuten erreichten sie die Kirche, ein sehr kleines Gebäude von schmucklosem Ansehn.

Der größere Theil der Versammlung, welche dem wallisischen Gottesdienst beigewohnt, hatte sich schon entfernt und war noch auf dem nach Aber führenden Wege zu sehen; doch trafen Rymer und Chamberlayne noch einige ernstblickende Communicanten, welche eben den Kirchhof verließen, — gesetzte alte Männer und Frauen in langen Mänteln und hohen Hüten.

Die beiden jungen Männer traten auf die Seite, um sie vorbeizulassen, und schauten dann die Straße entlang nach der englischen Gemeinde aus, sahen aber keine, so daß Chamberlayne endlich zu zweifeln

begann, ob heute überhaupt englischer Gottesdienst stattfinden würde.

Das noch nasse Laub der Bäume raschelte an den dunkeln kleinen Kirchenfenstern, einige gelbe Blätter flatterten um die grauen Leichensteine und auf dem grünen Gras umher.

Jedesmal, wo die auf- und abschreitenden jungen Männer die kleine viereckige Vorhalle erreichten, hörten sie ein trockenes, geduldiges Husten von dem Küster im Innern, und jedesmal wenn sie an das Thor kamen, hörten sie Vögelgezwitscher und Wasserrauschen. Von Rädergerassel oder Fußtritten auf der Straße war nichts zu vernehmen.

„Ich glaube, es kommt heute Niemand," sagte Chamberlayne endlich. „Wir werden am besten thun, wenn wir immer weiter nach der Abteifarm gehen, bis Mr. Lloyd uns einholt."

Mit diesen Worten ging er aus dem Kirchhof hinaus und Rymer folgte ihm.

Auf der Mitte des Weges zwischen der Kirche und dem Zollthor hörten sie eine seltsame Art Ruf und als sie zurückschauten, sahen sie einen Mann am Thore der Kirche stehen und ihnen winken.

„Das ist der alte Jones, der Küster," sagte Chamberlayne mit ärgerlicher, verblüffter Miene.

„Wir müssen uns geirrt haben — sie sind da; die englische Familie, von der Sie sprachen, muß einen andern Weg gekommen sein," sagte Rymer hastig.

„Allerdings ist noch eine andere Eingangsthür

da; wenn aber außer uns noch mehr Leute da wären, so müßten sie mit uns zugleich schon im Kirchhofe gewesen sein, denn von Dola Hudol gibt es keinen andern Weg hierher," antwortete Chamberlayne.

Lassen Sie uns umkehren; sie müssen da sein!" rief Rymer in dem scharfen, entschiedenen Tone, dessen er sich oft bediente, um eine starke Gemüthsbewegung zu verbergen.

Der alte lange hagere Küster in seinem fadenscheinigen Rock und seiner Brille winkte determinirt, fast ärgerlich, bis sie an das Thor kamen. Dann ging er nach der Vorhalle und winkte wieder, bis sie ihm auch dahin nachkamen.

Dann traten sie in die Kirche und machten sofort die Entdeckung, daß sie, mit Ausnahme des Geistlichen und des Küsters, die einzigen in dem Gebäude anwesenden Personen waren.

Rymer fühlte sich fürchterlich enttäuscht und sah sich mehr als einmal um, in der Hoffnung, einen Weg zum Rückzug zu entdecken.

Robert Chamberlayne's ehemaliger Lehrer begann aber sofort zu fungiren und ließ ihnen in Bezug auf Gehen oder Dableiben keine Wahl.

Die Situation hatte sowohl etwas Ernstes, als etwas Humoristisches und die beiden jungen Männer waren für den Humor empfänglicher als den Ernst.

Der Geistliche war für den Humor ebenfalls nicht ganz unzugänglich und sein Auge funkelte auf eine Weise, welche verrieth, daß er an seiner Aufgabe einen gewissen Genuß fand.

Der wohlehrwürdige Daniel Lloyd besaß zwei Eigenschaften, die man bei einem Menschen selten vereinigt findet — große Energie des Geistes und außerordentliche Ruhe des Benehmens.

Seine Energie war nicht von der fieberhaften trockenen, erschöpfenden Art, sondern eine klare, thauige, erfrischende Energie, welche keine Grenzen zu haben schien.

Sein kleines graues Auge glänzte in seinem sonnverbrannten, aber gesund und munter aussehenden Gesicht wie ein aus einem Felsen hervorsprudelnder klarer Quell; seine Stimme war sanft, aber dabei metallreich und wohlklingend; sein Haar war grau, seine Gestalt lang und hager, aber aufrecht und kräftig. Er las das Gebet nicht, sondern betete es, und die Psalmen las er wie Gedichte. Er that sogar etwas, was kaum irgend Jemand anders an diesem Morgen hätte thun können — er lenkte Rymer's Gedanken von sich selbst ab.

Dieß dauerte aber nicht lange.

Während Rymer so dasaß und seine Aufmerksamkeit zwischen Daniel Lloyd's kleinem ausdrucksvollen Kopf und den alten metallenen Begräbnißplatten theilte, welche die Wände schmückten, kam ein leichtes Geräusch von der Thür her.

Eine Gluth, die keine Willenskraft zu verbergen vermochte, stieg Rymer in's Gesicht empor.

Was war es für ein Geräusch? Waren es nicht dieselben Zweige, die, als er mit Chamberlayne

auf- und abgewandelt, an den Fenstern und der Thür geraschelt hatten?

Nein; der Küster erhob sich. Er sah folglich Jemanden.

Der Küster schritt nach der Thür. Dann hörte Rymer die Tritte des alten Mannes und die einer anderen Person. Dann vernahm er, wie die Thür eines Betstuhls nicht weit hinter ihm geöffnet und geschlossen ward.

Der Küster kehrte auf seinen Sitz zurück und die nächste Minute gesellte sich bei den Responsen eine neue Stimme zu der Chamberlayne's, eine sanfte, melodische, zitternde jugendliche Stimme, vor welcher die Rymer's verstummte und die seine Seele auf den Augenblick so mit Freude erfüllte, daß er sich reichlich belohnt für Alles fühlte, was er auf dem kleinen Kirchhof gelitten, auf welchem ein Grab seiner letzten schwachen und doch so innigen Hoffnung zu harren geschienen.

Robert Chamberlayne, der einen Theil seiner Unruhe wegen der Morgans auf Daniel Lloyd's Schultern zu wälzen wünschte, hoffte, er werde eine an Zahl so schwache Gemeinde nicht einer Predigt würdig erachten, denn er erinnerte sich, daß er bei früheren ähnlichen Gelegenheiten die Predigt weggelassen hatte.

Heute aber hatte sein ehemaliger Lehrer keine solche Absicht und nie hatte Chamberlayne ihn eine kräftigere und natürlichere Beredsamkeit entwickeln hören.

Er sprach davon, daß seine Gemeinde heute allerdings nur wenig Zuhörer zähle, erklärte aber zugleich, daß er dieses in keiner Weise beklage. Er sagte sogar, daß, wenn auch nur ein Zuhörer da wäre, dieser vielleicht mehr Gutes empfangen würde, als eine große Anzahl, denn da er dann keinen Nachbar hätte, dem er das Wort Christi weitergeben könnte, so müßte er es gezwungenermaßen selbst behalten.

Als er schloß, fuhr der Küster, welcher fest geschlafen hatte, empor, stand auf und öffnete die Thür des Betstuhles, in welchem Chamberlayne und sein Freund saßen.

Sie gingen heraus und folgten ihm den Kreuzgang hinunter. Chamberlayne suchte in seiner Börse nach einer halben Krone für den Küster, der ein alter Bekannter von ihm war, und Rymer kam sehr langsam hinterher.

Ehe er sich nach der Thür wendete, mußte er an einem großen viereckigen, mit einem Wappen geschmückten Betstuhl vorbei.

Er näherte sich demselben sehr langsam und schaute, indem er das that, in ein Gesicht, welches ihn mit Entsetzen, Furcht und Aufregung betrachtete.

Der Betstuhl gehörte Mr. Owen Rhys von Dola Hudol und das Gesicht, welches aus demselben herausschaute, war das seiner Gattin Katharine Rhys.

Es war ein schönes angelsächsisches Gesicht mit großen blauen Augen und zartrosiger Farbe.

Es lag in der Schönheit dieses Antlitzes eine

unbeschreibliche Tiefe, wie in dem geschlossenen Geheimniß einer wundervollen Gartenrose, deren versteckte Anmuth durch die sichtbare Schönheit haucht, bis das, was offenbar ist, geringer erscheint, als das was verborgen ist.

Die Ueberraschung schien Mrs. Rhys völlig unfähig zu machen, die Aufregung zu verbergen, in welche Rymer's plötzliches Erscheinen sie versetzte.

Die Farbe ihrer Wange wich anfangs, kehrte aber unter seinem starren leidenschaftlichen Blick gleich darauf dunkler und wie mit dem Ausdruck des Zornes zurück.

Als er an ihr vorüberging, sah er ihren Zorn und ihre Ueberraschung sich mindern; ihre Lippen zitterten, ihre tiefblauen Augen senkten sich zu Boden.

Er ging weiter nach der offenen Thür und horchte mit der Miene eines Menschen, der einen nahenden Tritt mit Gewißheit erwartet.

Dann hörte er das Geräusch der Betstuhlthür und seine in diesem Augenblick fast übernatürlich scharfe Wahrnehmungsgabe sagte ihm, daß Katharine selbst die Thür geöffnet hatte.

Der erwartete Schritt kam — schwach und unsicher.

Rymer stand dicht draußen vor der Kirchenthür der Schritt der Nahenden hatte beinahe die Schwelle erreicht, als er plötzlich Halt machte.

Ja, der Schritt stand still. Dann hörte Rymer ein mattes Rascheln, aber nicht näherkommend, son-

dern sich entfernend, zurück in den schweigenden Kreuzgang.

Er drehte sich herum und lauschte und schaute mit verstörten Blicken in den kalten, stillen Raum hinein.

Er sah nichts, wohl aber vernahm er halbunterdrücktes Schluchzen und dazwischen einen Namen und der Name war der des Geistlichen, dessen Predigt er so eben angehört hatte.

Nun verstand er. Sie war umgekehrt und suchte nun Schutz und Trost bei dem Diener des Herrn.

Neuntes Kapitel.

Der antwortende Accord.

Während der nächsten zwei oder drei Stunden wanderte Mr. Rymer unentschlossen umher.

Als er sich wieder Dola Hudol näherte, begegnete er einem Mann, der über die Felder herüberkam.

„Entschuldigt, Freund, daß ich Euch aufhalte," redete er diesen an; „könnt Ihr mir vielleicht sagen, wem dieses Haus da vor uns gehört?"

„Das gehört Mr. Rhys, meinem Herrn."

„Dann seid Ihr —"

„Ich bin sein Flurschütz."

„Und wer ist Mr. Rhys? — Wohl ein glücklicher Mühlenbesitzer aus Lancashire, oder —"

„Thun Sie diese Frage lieber nicht," sagte der Mann in kurzem, trockenem Tone.

„Warum nicht?"

„Nun," fuhr der Flurschütz fort, „Sie sind jedenfalls ein Engländer, der das Volk, unter welchem er sich hier befindet, nicht kennt und es verachtet."

„Daß ich das Volk hier nicht kenne, gestehe ich, daß ich es aber verachte, dagegen muß ich entschieden protestiren," sagte Rymer, indem er seinen Hut abnahm und sich mit einer ironischen Demuth verbeugte, welche die Gereiztheit des Flurschützen nur noch höher steigerte. „Ich bitte Euch, Freund, mich aufzuklären. Ich bin sehr lernbegierig."

„Nun denn, Mr. Rhys ist der Nachkomme eines walliser Fürsten, dessen Ahnen ein wackeres, glückliches und berühmtes Volk beherrschten, während die Engländer nichts viel Besseres waren als eine Heerde dummer Schaafe, die von den Dänen, Norwegern und Sachsen nach Belieben geschoren und geschunden wurden."

„Die Walliser dagegen waren wohl sehr freundliche und gemüthliche Nachbarn, wie?" fragte Rymer.

Der Flurschütz ward in der Antwort, die er auf diese Frage gab, so beredt, daß er, als er endlich schwieg, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der englische Tourist ein guter Zuhörer sei und daher möglicherweise etwas gelernt habe.

Deßhalb sagte er zu ihm:

„Sind Sie ein Freund von alten Büchern und Manuscripten, Sir?"

„Ja wohl. Ist Dola Hudol vielleicht reich daran?"

„Das wollte ich meinen! Die Schätze, die es in dieser Beziehung besitzt, sind von unermeßlichem Werthe. Es befindet sich darunter besonders ein Manuscript

— das grüne Buch von Dola Hudol nennt man es — welches kein Walliser für die Krone von England hingeben würde."

„Und kann man das Haus in Augenschein nehmen?"

„Jetzt nicht. Seit gestern nicht mehr."

„Warum nicht? Hat vielleicht ein Tourist sich eine Unziemlichkeit erlaubt?"

„O nein! Mrs. Rhys ist angekommen — das ist der einzige Grund."

„Das ist der einzige Grund!" wiederholte Rymer. „So, so. Also wenn die Herrschaft nicht da ist, dann wird das Haus gezeigt?"

„Ja wohl."

„Ich will Euch etwas sagen, Freund. Ich bin ein großer Bewunderer dieser alten Familien und ihrer Wohnsitze und würde daher die Hallen und Gänge des Hauses eines Nachkommens wallisischer Fürsten nicht anders als mit der größten Ehrfurcht betreten. Nehmt das," fuhr er fort, indem er dem Flurschützen einen halben Sovereign in die Hand drückte, „als eine kleine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches Eure Mittheilungen mir gemacht haben. Ich wünschte, mein Diener interessirte sich eben so für mich und die Meinigen oder wüßte sich eben so beredt auszusprechen. Ich werde übrigens aus Euch Wallisern nicht recht klug. Jeder von Euch scheint, welcher Klasse er auch angehören mag, ein geborener Gentleman zu sein, und was Eure Sprache betrifft, so weiß ich bloß so viel, daß, wenn ein Walliser

überhaupt englisch spricht, er dieß auf eine Weise thut, welche den ungebildeten Theil meiner Landsleute im höchsten Grade beschämt."

Das Lob, welches Rymer auf diese Weise den Wallisern spendete, war, wie er selbst recht wohl wußte, ein etwas übertriebenes, die Wirkung desselben aber war eine unwiderstehliche.

Der Flurschütz erröthete vor Freude, sein Auge lachte und er bat um Entschuldigung, daß er sich gegen den Fremden anfangs so unhöflich benommen.

„Könnt Ihr," begann Rymer wieder, „mir nicht Gelegenheit verschaffen, mich ein wenig in diesem alten, merkwürdigen Hause umzusehen? Ich weiß wohl, daß heute Sonntag ist; Euer Pfarrer zeigte aber, wie man mir erzählte, die alte Abtei, in welcher er wohnt, auch einmal Sonntags einem Freunde, der nicht bis Montag warten konnte. Gerade in demselben Falle befinde ich mich. Ich muß sofort nach England zurück reisen und möchte doch gern vorher ein solches Musterhaus eines walliser Gentleman in Augenschein nehmen. Ein besseres als dieses hier ist sicherlich nirgends zu finden."

„Ja, das ist wohl wahr und ich danke Ihnen für Ihr Geschenk; wenn Sie es aber in der Absicht gegeben haben —"

Und der Flurschütz hielt die Goldmünze so, als wenn er sie zurückgeben wollte.

„Ich verlange durchaus keine Gegenleistung dafür und bitte Euch, mein Geschenk zu behalten, dafern Ihr nicht zu stolz dazu seid."

„Nun, Sir," sagte der Walliser, als er den halben Sovereign schmunzelnd in die Tasche steckte, „vielleicht ließe es sich machen. Mr. Rhys war aber einmal sehr ungehalten über eine Gesellschaft Reisender, welcher die besondere Vergünstigung zugestanden worden, die Hauptruinen in Augenschein zu nehmen, während die Herrschaft selbst da war."

„Jetzt aber ist er nicht da — nicht wahr nicht?"

„Nein und das macht allerdings einen Unterschied. Seine Gemahlin sagt sicherlich kein Wort, wenn wir einem Fremden — dafern er nur ein Gentleman ist — Zutritt gestatten. Ich will es daher mit Ihnen wagen, Sir, aber nur unter der Bedingung, daß Sie immer dicht bei mir bleiben, denn sonst könnte ich in Unannehmlichkeiten kommen."

„Ich werde thun wie Ihr wünscht."

„Ich kenne das Haus und Alles, was dazu gehört, ganz genau und glaube, Ihnen das Merkwürdigste, was es hier zu sehen giebt, zeigen zu können, ohne meiner Herrin in den Weg zu kommen."

Rymer entgegnete hierauf nichts, sondern folgte schweigend dem Flurschützen.

Dieser ward dagegen immer redseliger und erzählte die Geschichte einer gewissen Familie, deren erstes Mitglied sich das Leben genommen, weil es nicht im Stande gewesen war, eine Ehrenschuld zu bezahlen.

Rymer würde diese Geschichte mit großem Interesse angehört haben, wenn er nicht mit ganz anderen Gedanken beschäftigt gewesen wäre.

Er fühlte jetzt die volle Bedeutsamkeit seiner Situation und erkannte die wahre Beschaffenheit des gefährlichen Pfades, welchen er wandelte, als ob nicht zu beiden Seiten desselben ein schwindelnder Abgrund gähnte, als ob das Ende nicht ein solches wäre, welchem selbst das muthigste Auge nur mit Schaudern entgegensehen konnte.

So erreichten sie Dola Hudol und Rymer bedachte nun, ob er wohl bei seiner Annäherung von Mrs. Rhys gesehen werden würde.

Stand dann zu erwarten, daß sie ihn abermals fliehen würde?

Oder fühlte sie sich vielleicht in ihrem Zorne über seine Zudringlichkeit berechtigt, alle Rücksicht gegen ihn fallen zu lassen und ihn vor den Dienern ihres Gatten bloßzustellen?

„Es wäre dieß keine üble Politik von ihr," sagte Rymer grimmig bei sich selbst, „wenn nur —"

Er beendete seinen stummen Monolog nicht, denn sie hatten jetzt das Haus erreicht und zwar, insoweit Rymer's scharfe, unaufhörlich von Fenster zu Fenster schweifende Augen beurtheilen konnten, ohne die mindeste Aufmerksamkeit irgend Jemandes im Innern des Hauses zu erwecken.

Der Flurschütz entledigte sich seiner Aufgabe als Cicerone auf die glänzendste Weise. Wenigstens glaubte er dieß selbst.

Rymer ging aber neben ihm her, ohne den wortreichen Erklärungen seines Begleiters die mindeste Beachtung zu schenken, und indem er Alles, worauf

dieser ihn aufmerksam machte, mit dem gleichgültigsten Blick von der Welt betrachtete.

Er hatte keinen andern Gedanken, als daß sie in seiner Nähe war, obschon es ihm nicht gelang, auch nur das Mindeste von ihr zu hören oder zu sehen.

„Was ist das?" rief er plötzlich in so leisem, bedeutsamem Tone, daß sein Führer ihn verwundert ansah und fragte:

„Was meinen Sie, Sir?"

„Ich — ich meine — den Gesang," sagte Rymer, indem er wieder völlige Gleichgültigkeit zu heucheln suchte.

„Ach so. Das ist Mrs. Rhys. Sie singt nicht übel, sagt man, obschon sie eine Engländerin ist."

„Dieser Gesang scheint in der That ein herrlicher zu sein. Ich wollte, ich könnte ihn deutlicher hören."

„Wirklich? Nun, ich habe ohnehin etwas an Mrs. Rhys auszurichten. Ich werde daher jetzt zu ihr hineingehen und die Thür hinter mir offen lassen. Dann können Sie ihr vielleicht eine halbe Minute lang zuhören."

„Wenn sie aber nun herauskäme, während ich hier bin?"

„Das wird sie nicht thun. Ich werde ihr sagen, was ich gethan, und ich bin überzeugt, sie wird mich deßwegen nicht schelten."

„Gut. Verschafft mir so lange Zeit als möglich. Ich möchte diese Arie wo möglich zu Ende hören.“

„Nun, dann verhalten Sie sich ganz ruhig und rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme.“

„Nein, ich werde mich nicht rühren.“

Der Flurschütz ging nach dem andern Ende des Corridors, in welchem sie standen, und pochte leise an.

„Herein!“ sagte eine Stimme, deren natürlicher Wohlklang noch bezaubernder zu sein schien, als der künstlich angelernte.

Rymer stand lauschend, athemlos und regungslos da und heftete seinen Blick auf die sich öffnende Thür, die sich dann theilweise wieder schloß.

Was der Flurschütz zu Mrs. Rhys sagte, konnte Rymer nicht deutlich hören, doch vermuthete er, daß der Mann nur eben den Auftrag, von welchem er gesprochen, ausrichtete, denn die wohlklingende Stimme entgegnete in sehr mattem Tone:

„Gut, gut.“

Dann herrschte wieder einen Augenblick lang Schweigen.

Während Rymer sich noch fragte, ob der Flurschütz sich wirklich getrauen würde, etwas über den zudringlichen Besucher zu sagen, hörte er auf einmal wieder die schweren Tritte des Mannes, aber nicht sich nähernd, sondern sich von ihm, Rymer, noch weiter entfernend.

„Was soll das heißen?“ sagte er bei sich selbst.

„Ich glaube, Ihr werdet es im Speisezimmer auf dem Tische finden; es thut mir leid, daß ich Euch bemühe, James," sagte Mrs. Rhys mit erhobener Stimme.

Sie hatte also den Mann nach etwas geschickt.

„Ha!" dachte Rymer, „jetzt könnte ich mich hineinwagen und in einer halben Minute das thun, weßwegen allein ich hierhergekommen bin."

Eben aber als er den Fuß fortsetzen wollte, hörte er Katharinens Stimme wieder — anfangs schwach, dann immer stärker werdend. Sie sang das ergreifende wallisische Lied: „Ar hyd y nos," aber nicht ganz zu Ende, denn plötzlich verstummte sie wieder vor innerer gewaltiger Bewegung.

Rymer besann sich anders, zog sein Taschenbuch heraus und schrieb hastig folgende Worte nieder:

„Ich bin hier, ich höre Ihnen zu, aber Niemand kennt oder beargwohnt mich; man hält mich für einen gewöhnlichen Touristen. Darnach beurtheilen Sie den Werth meines Wortes, wenn ich sage: Ich will Sie sehen — ein einziges Mal — möge daraus werden was da wolle.

„Dieß soll aber auch unsere letzte Unterredung sein, wenn Sie es verlangen.

„Hören Sie mich also, wie ich auch Sie hören muß, ein für allemal. Dann werde ich Ihre Entscheidung annehmen, sei dieselbe auch noch so verhängnißvoll.

„Kommen Sie heute Nachmittag, wenn es dämmerig wird, an den Ort, welchen man den

Jungfernsee nennt. An den Wochentagen hält sich dort ein armer Goldsucher auf, dem die Leute bei seinen Experimenten, wenn er Goldstaub auswäscht, zuzusehen pflegen. Heute ist er nicht da. Dort können wir einander begegnen — als fremde Personen, ohne Gefahr für Sie — und ungestört sein.

„Schlagen Sie auf Ihrem Instrument einen Accord an, um Ja zu sagen — abweisen lasse ich mich nicht, selbst nicht, wenn ich Sie nach Rückkunft Ihres Gatten hier wieder aufsuchen müßte. Dieses Papier vernichten Sie."

Während Rymer dieß schrieb, erwartete er jeden Augenblick von dem rückkehrenden Flurschützen unterbrochen zu werden, bis ihm einfiel, welches Verlangen er selbst an den Mann gestellt, und er sah, wie leicht der Auftrag, den Mrs. Rhys ihm ertheilt, zu seinem, Rymer's, Nutzen ausgebeutet werden könnte und ohne Zweifel auch ausgebeutet ward.

Rasch das beschriebene Blatt aus dem Buche reißend, näherte er sich mit verstohlenem Tritt der noch theilweise geöffneten Thür, blieb stehen, wickelte das Blatt um das einzige Gewicht, welches ihm zu Gebote stand, eine halbe Krone, und warf es nach dem Theile der Wand, den er durch die schmal geöffnete Thür hindurch sehen konnte.

Glas klirrte und gleich darauf folgte ein leichter Aufschrei, der aber sofort wieder unterdrückt ward, als man errieth, was dieses seltsame Ereigniß zu bedeuten habe.

Es war das Glas eines Gemäldes, welches

durch den Wurf zerbrochen worden, und das Gemälde war sonderbarerweise ein in Wasserfarben ausgeführtes Portrait von Mrs. Rhys selbst.

Rymer war es, als hörte er jeden einzelnen Schlag seines eigenen Herzens, während er sich bemühte zu erlauschen, wie sie handeln würde.

Er sollte nicht lange in Zweifel bleiben. Natürlich konnte sie einem so compromittirenden Vorfall gegenüber nicht umhin, irgend etwas zu thun.

Sie ging quer über das Zimmer. Rymer sah sie — er sah, wie sie sich bückte — er sah, wie sorgfältig sie vermied, ihn zu sehen — er sah, daß sie dann wieder zurückkehrte, wahrscheinlich auf ihren frühern Platz am Piano oder in die Nähe desselben.

Der Flurschütz, der seine Abwesenheit so lang ausgedehnt hatte als er nur immer wagen konnte, kam jetzt wieder, und Rymer, der in diesem Augenblick weit näher stand als zuvor, hörte, wie er seine nicht sehr zuversichtliche Erklärung in Bezug auf den Fremden draußen abgab.

Es trat, ehe Mrs. Rhys antwortete, ein langes, peinliches Schweigen ein.

Dann sagte sie in so strengem Tone, daß Rymer fühlte, wie ihm das Herz erbebte:

„Ich will jetzt nichts sagen, James, wenn aber so etwas wieder geschieht, so bin ich überzeugt, daß Mr. Rhys Euch Eures Dienstes entläßt. Ihr braucht nicht zu warten.“

Kaum wissend, wie er sich entschuldigen sollte, stammelte James einige Worte und verließ dann das Zimmer.

Schon ärgerlich über den Verweis, den er erhalten, ward er noch ärgerlicher, als er fand, daß der Tourist, anstatt noch da zu stehen, wo er ihn verlassen — das heißt in weiter, ehrerbietiger Entfernung — ganz dicht an der Thür stand.

„Ich bin Ihretwegen in Ungelegenheiten gekommen, Sir, und muß Sie bitten, Ihren Weggang aus diesem Hause zu beschleunigen," sagte er etwas rauh.

„Ich danke," entgegnete Rymer in seiner ironischen Weise. „Wenn Ihr vielleicht einmal einen Freund braucht, so meldet Euch bei mir."

Der Flurschütz ward wieder artiger und zeigte Rymer sogar noch einige andere interessante Gegenstände, welche kein tieferes Eindringen in die Räumlichkeiten des Hauses nöthig machten.

Er fand dabei zu seiner Verwunderung, daß der Fremde bei diesen verhältnißmäßig geringfügigen Dingen länger verweilte, als er bei den werthvollsten alten Erbstücken von Dola Hudol gethan.

Endlich jedoch sah der Mann sich genöthigt, Mr. Rymer nochmals aufzufordern, seinem Verweilen in diesen Räumen bald ein Ende zu machen, und obschon Letzterer mit Hülfe seiner Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart etwas zu sagen wußte, was ihm noch einige Minuten Frist verschaffte, so waren doch bald alle nur möglichen Vorwände erschöpft. Er

stand an der Ausgangsthür, aber immer noch hatte er nicht den Accord vernommen, den er als Zeichen der Zustimmung zu hören verlangt.

Als aber der Flurschütz die Thür öffnete — es konnte dieß nicht anders als mit Geräusch geschehen — da verstand Rymer das lange Zögern, denn kaum hatte er die Schwelle überschritten, so erklang durch das offenstehende Fenster ein einziger lauter, wildstürmischer Accord von dem Instrument.

Dann war Alles still und nach wenigen Sekunden ward das Fenster mit einem Ungestüm zugeschlagen, welches in Rymer so verworrene und einander widersprechende Gedanken erzeugte, daß er sich vergebens bemühte, Klarheit hineinzubringen.

„Gleichviel — sie wird kommen!“ murmelte er bei sich selbst.

Zehntes Kapitel.

Am Jungfernsee.

Als die Sonne sich an diesem Tage dem Untergange zuneigte, verließ Rymer die Landstraße, die er eine Zeit lang gewandelt war, und bog rechts in einen Heckengang ein, der ihn in ein wundervolles waldiges Labyrinth führte, wo der Fußboden mit Moos, rothen Blättern und weißen und grauen Steinen bestreut war, und wo Licht und Schatten sich mosaikartig in einander mischten.

Ein an sein Ohr schlagendes leichtes Geräusch bewog ihn, mit vorwärts geneigtem Kopfe und seltsam funkelndem Auge zu horchen.

Dann ging er mit raschem, fast unhörbarem Tritt weiter, bis er eine kleine, schöne Wasserfläche erreichte, die auf der einen Seite von Bäumen eingefaßt war, deren Laubwerk gleichsam einen Vorhang bildete.

Auf der andern Seite befand sich eine sonderbar gestaltete kleine Brücke, von welcher der Epheu so tief herabhing, daß er den Wasserspiegel berührte.

Der Ort hatte etwas, so zu sagen, feenhaft Elegantes. Die in stattlichen Formen aus dem Wasser emporragenden Felsblöcke waren so glatt, so fest und so weiß wie Alabaster, so daß man sie unwillkürlich für die Ruheplätze schlanker, zierlicher, badender Nymphen hielt.

Der See selbst war so hell wie Glas, seicht und mit glatten, hellfarbigen Kieseln gepflastert.

Rymer stand am Rande des Wassers und horchte, bis das schwache Geräusch, welches er gehört, näher kam und deutlicher ward.

Es war, wie er gedacht, das Geräusch von Fußtritten.

Dennoch schaute er sich nicht eher um, als bis sie dicht neben ihm Halt machten. Dann sah er mit einem Ausdruck, in welchem sich zärtliche Begrüßung, Selbsterniedrigung, Furcht und Vorwurf mischten, in das Antlitz der Person, welche seiner Aufforderung zufolge hierher gekommen war.

Als er sich nach ihr herumdrehte, schlug sie ihren Schleier in die Höhe und er sah, daß ihre Wangen sehr bleich waren. Aus ihren blauen Augen und festgeschlossenen Lippen sprachen Verachtung und bitterer Schmerz.

„Also Sie sind es!“ sagte sie mit einer Stimme, deren zitternde Schwäche sich in Strenge und Festigkeit zu verwandeln bemüht war. „Ist es möglich, daß John Cunliff mich durch jenen — jenen nobeln Brief hierher gebracht hat, durch jene zarte Drohung, vor welcher ich, wie er wohl weiß, eben so erzittern

muß, als ich nun, wo ich gekommen bin, sie und ihn verachte.“

Cunliff schwieg. Er dachte in dem Augenblicke daran, was er gefühlt, als er einmal in seinen Kinderjahren, von Gespensterfurcht gequält, laut geschrieen und dadurch die Dienstleute in sein Zimmer gelockt hatte. Das Gefühl von Freude und Scham, welches er damals empfunden, war sehr nahe mit dem verwandt, was jetzt sein Herz erfüllte.

„Warum zeigten Sie mir Ihren wahren Charakter nicht früher?“ fuhr die Stimme, welche sein Herz erbeben machte, fort. „Dieß würde mir vielen Jammer erspart haben. Ich hielt Sie für braver, für humaner und ritterlicher als die Mehrzahl der Männer, und was muß ich jetzt von Ihnen denken — von Ihnen, der Sie diesen Brief schreiben, mir und dem Seelenfrieden meines Gatten drohen konnten, um mein schon so tief niedergebeugtes Herz zu ängsten und zu schrecken?“

„O Katharine, Katharine! Bist Du wohl besser gewesen? Muß es nicht ein grausamer und ungerechter Richter sein, der ein Urtheil fällt, welches er nicht mit seinen eigenen Lippen auszusprechen wagt?“

„Wohlan, ich bin gekommen. Ich will, wenn Sie es verlangen, das Urtheil mit meinen eigenen Lippen aussprechen: Wir sehen uns jetzt hier zum letzten Male. Ist das deutlich?“

Er blickte auf das Gras nieder und wiederholte die Worte, als ob sie einer Sprache angehörten, die

er nur halb verstände, und als ob er sich ihrer Bedeutung nicht sofort klar bewußt wäre:

„Wir sehen — uns — jetzt — hier — zum letzten — Male.“

„Und“, fuhr Katharine, das Gesicht abwendend, fort, „möge der Himmel Ihnen verzeihen, daß Sie die Bitterkeit eines solchen Wiedersehens unter uns gebracht haben.“

Er gab keine Antwort und sie machte eine Bewegung, als ob sie ihn verlassen wollte.

Bei den ersten Schritten, die sie that, blickten seine Augen wie von Thränen umflort auf und dann sank er, wie, trotz ihrer harten Worte, die seine Füße fesselten, zu ihr hingezogen, nieder oder schleppte sich ihrer sich entfernenden Gestalt nach und seine gefalteten Hände faßten den auf dem Grase hinschleifenden Saum ihres Gewandes und hielten sie fest.

Sie drehte sich herum und blickte auf ihn herab. Ihre schöne jugendliche Stirn war mit Falten bedeckt, die sonst nur dem Alter angehören, und das Zittern ihrer Unterlippe ward nur durch den Druck der Zähne gezügelt.

„Nehmen Sie sich in Acht“, sagte sie mit dem Ausdruck der Angst. „Nehmen Sie sich in Acht, Cunliff! Wir sind nicht allein!“

„Nicht allein? Wer ist noch hier? — Rhys? — Mit seinen Pistolen vielleicht? Sollte wirklich ein so barmherziges Ende meiner harren?“

„Mr. Cunliff, es ist Jemand hier, ohne welchen ich nicht gewagt haben würde, hierher zu kommen.“

„Ha, ich errathe! Ihr Beichtvater! Dem Sie mich bloßgestellt haben, nicht wahr?"

„Nein, er weiß nichts und wird nie etwas wissen, als daß Sie ein Mann sind, dessen Verweilen hier mit meinem Seelenheil unverträglich ist."

„Und dieser Einmischling ist jetzt in unserer Nähe?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen, Katharine."

„O lassen Sie mich meinen Gehorsam gegen Ihren Befehl nicht noch tiefer bereuen, als es schon geschehen ist."

Sie schien zu fühlen, wie tief sie ihn verletzte und demüthigte, denn sie setzte in milderem Tone hinzu:

„Ich brauche nicht zu erwähnen, wie leid es mir thut, Ihnen diesen Schmerz zuzufügen. Muß nicht Alles, was uns jetzt zusammenführt, schmerzlich sein? Ich will warten — ich will mich setzen."

Mit diesen Worten machte sie ihr Gewand mit sanfter Bewegung von seinen Händen frei und setzte sich auf einen aus dem grünen Moos emporragenden schönen weißen Felsblock.

„Sagen Sie, was Sie zu sagen wünschen", hob sie dann wieder an. „Ich will geduldig sein, wenn Sie edelmüthig sein wollen. Wir wollen als Freunde scheiden — als gute Freunde, wenn Sie wollen — nur beschwöre ich Sie, Alles, was Sie mir sagen, vorher reiflich zu überlegen. Die Gegenwart ist sehr, sehr bitter — die Vergangenheit ist

demüthigend gewesen — lassen Sie Trost für die Zukunft möglich. Wir sind beide keine sehr eifrigen Christen, Mr. Cunliff — wir glauben aber, denke ich, an ein künftiges Leben, wo das Gute und Böse, was wir hier gethan, von einiger Bedeutung für uns sein wird. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß mein Gatte in diesem Augenblicke nicht viele Meilen mehr von mir entfernt ist. Es ist gefährlich für mich, hier zu sein, denn er kann leicht während meiner Abwesenheit ankommen. Vergeuden Sie daher — ich bitte Sie darum — die Zeit nicht mit unnützen Vorwürfen."

Cunliff, der immer noch auf dem Boden lag, begann die kleinen Kiesel, die in seiner Nähe lagen, aufzuheben und bald mit gleichgültiger, bald mit heftiger leidenschaftlicher Geberde in's Wasser zu werfen.

Nach einer Weile hob er an:

„Ich habe, wie Sie sehen, eine nützliche Beschäftigung gefunden, obschon dieselbe noch nicht halb so nützlich ist, wie die, welche Sie mich lehrten — nämlich jeden Gedanken und jede Fähigkeit, jede Energie und jede Hoffnung in den bodenlosen Abgrund der Liebe eines Weibes zu werfen."

„Habe ich erklärt, daß ich Sie liebte?"

„Nein, aber Sie ließen es mich voraussetzen."

„Hätte ich wirklich auch nur das gethan?"

„Gott weiß es! Ich weiß es nicht. Wir haben um einen hohen Einsatz gespielt; ich wußte aber nicht, daß Sie falsche Würfel führten, und nun, wo ich

Alles verloren, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich mich beklage."

Katharine wollte sich erheben, Cunliff's Blick hielt sie aber zurück. Es lag etwas Furchtbares in seinem Gesicht.

„Sie fragten mich, glaube ich, warum ich Sie bewogen, hierher zu kommen", fuhr er fort. „Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen mit so wenig Worten sagen kann wie ich selbst wünsche. Ich versichere Ihnen aber, daß ich nicht der Barbar bin, der ich vielleicht zu sein geschienen. Ich habe Sie nicht bewogen, hierherzukommen, um Sie dafür zu strafen, daß Sie mir so selige Augenblicke des Glücks bereitet haben — Augenblicke, die ich selbst jetzt, wo ich die Hohlheit des Glücks kennen gelernt, mit innigster Sehnsucht zurückwünsche. Wissen Sie, was ich war, als wir uns zum ersten Male sahen? Doch ich bin von Sinnen, daß ich diese Frage stelle. — Mein Herz, meine Seele war so rein wie die Ihrige —"

„Sagen Sie nicht das!" unterbrach ihn Katharine in aufgeregtem Tone. „Diese Strafe ist größer als ich ertragen kann!"

Cunliff schwieg eine Weile und rief dann leidenschaftlich:

„Katharine, sieh mich hier zu Deinen Füßen und glaube was ich sage: daß selbst wenn Du mich verlässest, ich doch weiß, daß ich wenigstens ein ächtes, wahres Weib gekannt und geliebt habe. Das Aergste ist gekommen und muß ertragen werden — ja, das weiß ich — wir können das Geschehene nicht

ungeschehen machen. Du liebst mich, Katharine, oder Du hast mich bitter getäuscht. Du hast gewußt, welche Gedanken seit vielen Monaten mein Herz erfüllt haben — das wirst Du nicht leugnen, nicht wahr nicht?"

„Nein; Sie wissen, daß ich es nicht leugnen kann, Cunliff, und Sie stellen diese Frage bloß, um mich mir selbst noch hassenswerther erscheinen zu lassen als dieß schon der Fall ist", antwortete Mrs. Rhys.

„Nein, ich stelle die Frage bloß, um Dich zu bewegen, einen letzten Act der Gerechtigkeit gegen mich zu üben."

„Gerechtigkeit! Diese haben wir beide gegen uns selbst und gegen meinen Gatten aus den Augen gesetzt. Welche Gerechtigkeit könnte ich Ihnen widerfahren lassen, Mr. Cunliff?"

„Sage mir, daß dieses Elend, mit welchem im Herzen ich von hier fortgehe, nicht die Frucht eines leeren Traumes ist — sage mir, daß Du mich geliebt hast. In den Stunden unseres Glückes waren wir so schweigsam. Wir glaubten eines des andern Gedanken lesen zu können, ohne daß wir ihnen Worte zu leihen brauchten. Ich gehe, Katharine; deßhalb laß mich die Worte hören, die ich, wenn ich dabliebe, Dir niemals abverlangen würde."

„Cunliff, Sie drängen mich grausam und rücksichtslos. Ich denke außer an Sie an einen andern Mann. Ich muß an ihn denken — will an ihn denken. Er verdient Alles, was ich ihm geben kann, und er soll es haben."

„Ha, Fluch über ihn! — Doch nein, zürne mir nicht. Der Fluch, den ich über mich selbst ausspreche, ist ein noch weit bitterer."

Wieder versuchte sie, sich zu erheben, und wieder hielt er sie zurück, aber mit so leidenschaftlich bittender Geberde, daß sie abermals nachgab, obschon sie murmelte:

„Cunliff, Sie sehen, wie der Abend sich herabsenkt. Es ist mir unmöglich, noch viele Minuten hier zu weilen."

„Wie? Ihm willst Du Alles schenken — Alles auf immerdar — und mir versagst Du selbst diese bittern Augenblicke! Ach, Du hast kein Herz!"

Sie blickte, indem er dieß sagte, auf ihn herab und murmelte, von augenblicklicher Schwäche übermannt, seinen Namen mit so zärtlichem Ausdruck, daß sie gleich darauf den Athem anhielt, wie entsetzt über das Geständniß, welches sie, wie sie wohl fühlte, unwillkürlich gethan.

Ein freudiger Schauer durchrieselte Cunliff's Adern und er stammelte:

„Du liebst mich also?"

„Ja", hauchte sie leise und verstummte dann, abermals erschreckend.

Eine Weile, während welcher es Beiden war, als ob ein Jahrhundert des Denkens und Fühlens über sie hinginge, schwiegen sie.

Dann hob Katharine in sanftem Tone wieder an:

„Bist Du nun befriedigt?"

„Ich kann Dir nicht danken."

„O, Du dankst mir in Deinem Herzen doch. Wohlan, Cunliff, nun ist es an Dir, Dich muthig und männlich zu zeigen. Wir dürfen einander nie oder wenigstens erst nach Jahren wiedersehen. Du wirst mittlerweile ein Feld für Deine Talente und Kenntnisse finden, Du wirst mit beiden der Welt zu nützen wissen, und mein Segen und meine Gebete werden Dich immer begleiten. Damit leb wohl."

Cunliff gab keine Antwort, ja er blickte nicht einmal sogleich empor. Als er dieß nach einigen Minuten endlich that, sah er, daß Katharine sich mittlerweile erhoben und schon eine kleine Strecke ihres Heimwegs zurückgelegt hatte.

Rasch erhob er sich und eilte ihr nach.

Sie blieb jedoch, als er sie eingeholt hatte, nicht stehen und er mußte das, was er noch sagen wollte, ihr mittheilen, während er neben ihr herging.

„Ist es möglich", sagte er, „daß Du mich so meinem Schicksal überlässest? Katharine, giebt es für mich keine Hoffnung? Wirst Du mir, wenn wir auch getrennt sind, nicht immer noch Deine Liebe bewahren? Versprich es mir, und wenn ich dieses Bewußtsein habe, dann werde ich meine Aufgabe Gott und den Menschen gegenüber in würdiger Weise lösen."

„Meine Liebe wird Dir gehören, in so weit ich sie in Ehren geben kann. Aber nun laß uns scheiden. Ich muß diesen Weg gehen und Du jenen."

Sie zeigte, indem sie dieß sagte, erst hinunter nach Dola Hudol und dann nach Dolgarrog und

die dahinter ragenden Berge, durch welche der Weg nach Cunliff's Heimath führte.

Dann streckte sie stehen bleibend die Hand aus, wie um nun wirklich Abschied zu nehmen.

Er ergriff die Hand, ließ sie aber wieder fallen und setzte sich auf eine kleine in der Nähe befindliche verfallene Mauer. Den Hut warf er vor sich auf den Boden, klemmte die geballten Hände zwischen die Kniee und heftete seine Blicke auf eine eben am Himmel dahinsegelnde schwarze Wolke.

Als Mrs. Rhys dieses bleiche Antlitz und die breite Stirn betrachtete, deren Linien, anstatt der Zahl der darüber hingegangenen Jahre, die der Minuten zu bezeichnen schienen, ward ihr Herz vom tiefsten, wärmsten Mitleid erfüllt.

Sie legte mit der Zärtlichkeit einer Mutter ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Ich würde noch tieferen Schmerz empfinden als ich jetzt fühle, wenn ich nicht wüßte, daß Dein Loos immer noch besser ist als das meine. Welche Existenz kann mir im besten Falle beschieden sein? Ein Leben der Geduld und der Entsagung, welches ich als glücklich betrachten muß, wenn es mir gelingt, das Geheimniß meines Herzens zu bewahren. Noch einmal — leb wohl!"

Bei diesen letzten Worten bückte sie sich und küßte ihn auf die Stirn, er aber blieb unbeweglich sitzen, denn er meinte, dieser Kuß gelte nicht ihm, sondern der männlichen Energie, auf die er seine Zukunft bauen sollte, an die er aber selbst nicht glaubte.

Er hörte, wie Katharine sich langsam entfernte, und er wußte, daß nun kein Wort und keine Geberde von ihm sie bewegen könnte, nochmals stehen zu bleiben.

Und dennoch blieb sie plötzlich stehen, während es ihm zugleich war, als würde ihm der Schlag seines Herzens gehemmt. Er wagte aber nicht aufzublicken, oder sich zu bewegen.

Die Tritte kamen eiligst zurück und er konnte nun nicht umhin, mit einer gewissen Anwandlung von Furcht aufzuschauen, denn sie glichen denen einer Person, welche einer Gefahr zu entrinnen bemüht ist.

Im nächsten Augenblicke klammerte Katharine zitternd und vor Angst bebend sich an seinen Arm.

Er sah über sie hinweg, um die Ursache ihres Schreckens zu entdecken.

Dieselbe kam langsam durch die Bäume den schmalen Pfad herauf — eine graue, lange, edelgeformte Gestalt mit ernstem, bleichem, bärtigem Gesicht.

Cunliff kannte den Mann nicht, er wußte aber, daß Katharine ihn kannte. Er brauchte keine Frage an sie zu richten; er überlegte bloß schnell, wie er ihr helfen könnte, denn ihre bleichen Lippen bebten und ihre blauen Augen waren mit dem Ausdruck eines hülflosen Kindes auf ihn gerichtet.

Ein so großer Egoist Cunliff auch war, so wäre er doch um Katharinens willen in diesem Augenblicke mit Freuden bereit gewesen, sich von der Erde verschlingen zu lassen. An sich selbst oder an seine eigene Gefahr dachte er wenig.

Er warf einen raschen, forschenden Blick auf das näher kommende Gesicht und sah, daß die Augen desselben jetzt abwärts gerichtet waren.

Rasch und entschlossen flüsterte er Katharine zu:

„Er hat mich vielleicht nicht gesehen. Du mußt ihm entgegengehen. Fasse Muth!“

„Ja, ja“ stammelten die bleichen Lippen. „Gott geleite Dich. Geh — geh schnell!“

Und sie schieden. Cunliff lenkte seine Schritte in das Gehölz hinein und Mrs. Rhys eilte den Abhang hinunter ihrem Gatten entgegen. Cunliff wäre, und wenn es sein Seelenheil gegolten hätte, nicht im Stande gewesen, sich aus der Hörweite dieses Wiedersehens zu entfernen. Er hatte Katharinen den Rath gegeben, der ihm der beste zu sein schien; wenn es aber zu spät wäre, so sollte sie wenigstens dem Ingrimm dieses Mannes nicht allein gegenüberstehen.

So schlich er zwischen den Bäumen hindurch, während Mrs. Rhys mit krankhaftem, jammervollem Lächeln den Pfad hinabging, welchen die Gestalt, die er nicht sehen konnte, heraufkam.

Die Fichten standen jetzt so dicht, daß er auch Katharine nicht sehen konnte, wohl aber hörte er ihre Tritte und seine eigenen hielten Schritt mit denselben.

Bald hörte er auch die heraufkommenden Tritte und fragte sich, ob dieselben nicht noch gemessener und langsamer wären als vorher.

Plötzlich verstummte das Geräusch der Tritte Beider.

Die Ehegatten standen einander dicht gegenüber.

„Mein lieber Owen!“ sagte Katharinens weiche zitternde Stimme.

Cunliff stand jetzt an einer Stelle, wo er durch die Bäume hindurchlugen konnte, und er sah, wie Mr. Rhys die Hände seiner jugendlichen Gattin ergriff und sie küßte.

„Du siehst sehr bleich aus, liebes Kind; bist Du nicht wohl?“

Und nachdem Mr. Rhys die Frage gestellt, dreht er sich mit seiner Gattin herum und schlägt langsam den Weg nach Dola Hudol ein, während Katharine eine unhörbare Antwort murmelt.

Cunliff schleicht sich, von Besorgniß und folternder Ungewißheit getrieben, ebenfalls den Hügel hinab und folgt den Beiden von Weitem, bis sie das äußere Thor von Dola Hudol erreichen. Keine Bewegung aber verräth ihm, was er wissen möchte, und um zu hören, was gesprochen wird, ist er nicht nahe genug.

Das äußere Thor steht offen und bleibt auch so, nachdem der Herr und die Herrin des Hauses es passirt haben. Cunliff wagt ihnen aber nun bloß noch mit den Augen die breite, ansteigende Einfahrt entlang zu folgen.

An der kleinen Seitenthür bleiben sie stehen und dann entschwinden sie seinen Blicken.

Er weilt aber noch in der Nähe des Hauses.

Er beobachtet die Fenster, wie nach und nach Lichter an denselben erscheinen. Es beseelt ihn eine leidenschaftliche Furcht, die ihn nicht fortläßt — die, wenn er seine Schritte heimwärts lenkt, ihn allemal wieder zurückzerrt.

Die Bäume des Parks sind schwarz und die Eulen von Dola Hudol erfüllen die milde, stille Nachtluft mit ihrem melancholischen Rufen, ehe er es über sich gewinnen kann, den Weg zurück nach Dolgarrog zu nehmen und hier sein kleines Zimmer aufzusuchen, um darin mit seiner Reue und seiner qualvollen Ungewißheit in Bezug auf Katharinens Schicksal zu kämpfen.

Elftes Kapitel.

Die Wohnung des Friedensstifters.

Das Tageslicht erfüllt allmählig das lange Thal unterhalb Capel Illtyd und treibt den hartnäckigen Nebel des Flusses vor sich her.

Es ist für die Bergleute, welche die kleine Brücke überschreiten, schon hell genug, um einen Theil der Abteiruinen zu sehen, selbst wenn auch nicht ein anderes röthliches Licht darauf fiele — der Schein eines Torffeuers, das in dem großen Refectorium brennt, welches jetzt den Mittelpunkt eines weitläufigen Oekonomiegebäudes bildet, das von der Brücke aus durch Bäume verdeckt wird.

Das Hauptthor dieser sogenannten Abteifarm befindet sich dem verfallenen Eingang der alten Kapelle gerade gegenüber, ist mit eisernen Platten und dickköpfigen Nägeln beschlagen und führt gerade in das Refectorium hinein.

Hier werfen altmodische blanke Stuhlbeine ihre Schatten auf den grünen steinernen Fußboden und

der Feuerschein des Kamins spielt auf dem blanken Küchengeschirr und andern Geräthschaften.

Auf der einen Seite des Kamins sitzen zwei große Knaben neben einander in einen großen Armstuhl gequetscht und richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen Milchtopf, der am Feuer steht und dem Kochen nahe ist.

Ein zottiger kleiner Hund, der daneben auf einem hohen Schemel sitzt, heftet seine grünlich braunen Augen auf denselben Gegenstand, denn sein Appetit nach demselben ist vielleicht noch stärker als der der Knaben.

Auf der andern Seite des Feuers, mit einem kleinen etwa zwei Monate alten Kind auf dem Schooße, sitzt ein Mädchen in schwarzem Anzuge und Küchenschürze.

Dieß ist Nest, die älteste Tochter des Pfarrers. Ihr hübsches weißes Gesicht, ihr blondes Haar, ihre blauen Augen und ihr etwas breiter lachender Mund gewähren einen sehr gemüthlichen, gewinnenden Anblick.

Außerdem sitzen noch zwei kleine Mädchen am Tische, die ebenfalls auf die Milch warten, und ihnen gegenüber, mit einer drei Tage alten Nummer der „Times“ in den Händen, sitzt Daniel Lloyd, der Pfarrer von Capel Illtyd.

Seine älteste Tochter betrachtet ihn von Zeit zu Zeit mit unruhigen Blicken, denn sie sieht, daß seine

mannichfachen Sorgen seit gestern Morgen eine neue Vermehrung erfahren haben.

„Was giebt's, Nest?" fragte einer der Knaben, als seine älteste Schwester sich plötzlich erhob und an das Fenster trat.

„Ich glaube wirklich," rief sie gleich darauf, „da kommt Robert über die Felder herüber."

„Robert?" wiederholt der Pfarrer. „Doch nicht etwa Robert Chamberlayne?"

„Ja wohl; er ist es. Jetzt wartet er an dem kleinen Stege. Er muß erst die Schafe vorbeilassen."

Der Pfarrer erhob sich mit freudiger Aufregung, während die Knaben hinaussprangen und Nest ihre Küchenschürze abband.

Der Hof war von einer ungemein zahlreichen Heerde Schafe angefüllt, welche Chidlaw, der Pächter der Abteifarm und des Pfarrers Hauswirth, mit Hülfe eines alten Schäfers und zweier langnasigen Hunde, in die Kapelle zu treiben bemüht war, deren Thüren geöffnet standen und eine dachlose, mit Gras bewachsene kleine Halle sichtbar machten, deren man sich zuweilen bediente um die Schafe einzusperren, während sie gezeichnet wurden.

Der Pfarrer und seine Knaben schauten hinüber über das bis jetzt noch immer unpassirbare Meer von Wolle und sahen Robert Chamberlayne mit einem Bein auf dem Geländer des Steges sitzen, während er mit ungeduldigen Blicken die Schafe betrachtete:

„Du kannst wohl nicht zu uns herüber, Bob?"

rief Mr. Lloyd lachend. „Was machst Du, Bob? Wie befindest Du Dich?"

„O, ganz wohl, Sir! Ich danke!" rief Robert mit seiner starken, wohlklingenden Stimme zurück.

„Der gute Junge!" sagte der Pfarrer bei sich selbst. „Er ist noch ganz derselbe wie früher."

Es war ihm, als käme ihm mit Robert ein Theil des Besten und Gesündesten, was die Außenwelt besitzt. Schon der Anblick seiner frischen hellfarbigen Kleider war Daniel Lloyd, welcher gewöhnt war, Sonntag für Sonntag, jahraus jahrein, dieselben Reihen von schwarzen Röcken zu sehen, sehr angenehm.

Endlich waren die Schafe vorbei und Robert konnte vollends herüberkommen und dem Pfarrer die Hand drücken.

„Nun, wie geht's Ihnen, Sir?" fragte er, nachdem man sich gegenseitig begrüßt. „Ich war gestern in der Kirche und Sie erkannten mich nicht."

„Nein, Bob, ich habe Dich nicht erkannt. Es ist sehr lange her, daß Du das letzte Mal hier warst. Ich hätte kaum erwartet, Dich wiederzusehen."

„Vielleicht haben Sie es auch nicht einmal gewünscht?"

„O, Bob, wie kannst Du so etwas sagen!" entgegnete der Pfarrer in vorwurfsvollem, fast verweisendem Tone.

Der junge Mann drückte ihm nochmals die Hand und dann gingen sie in das Refectorium.

Chamberlayne zupfte unterwegs die Knaben bei den Ohren und machte Mrs. Chidlaw, der Haus-

wirthin des Pfarrers, ein so höfliches Compliment, daß sie einige Minuten lang alles Andere um sich her vergaß.

Dann begrüßte er Nest, die ihm mit einem Kind auf dem Arm und einem zweiten, das sich an ihre Röcke anklammerte, entgegenkam.

Ihr schwarzes Kleid und die schwarzen Kappen der kleinen Mädchen erinnerten ihn, daß noch ein anderes freundliches Gesicht, das bei seiner Ankunft stets noch freundlicher zu werden pflegte, ihn jetzt nicht mehr begrüßen konnte.

Diese Erinnerung erfüllte ihn mit einer Trauer, die nicht von ihm wich, während er den Kaffee trank, welchen Nest für ihn gekocht, und als der Pfarrer ihn dann mit in seine Studirstube nahm, kamen die beiden Knaben dahin überein, daß Bob jetzt nicht mehr ganz so lustig sei, wie er früher gewesen.

Nachdem Daniel Lloyd und sein ehemaliger Schüler in dem Studirzimmer Platz genommen, hob Ersterer an:

„Du hast mir wohl etwas ganz Besonderes mitzutheilen, Bob? Ich schließe dieß wenigstens daraus, daß Du zu mir kommst, ehe Du noch bei Deinem Vetter in Bod Elian gewesen bist. Sage mir, was Du auf dem Herzen hast.“

„Ach,“ antwortete Robert oder Bob, wie seine nähern Bekannten ihn zu nennen pflegten, „es ist die verwünschteste Geschichte, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. Wäre sie für Elias Morgan nicht so furchtbar, so könnte man sie fast abgeschmackt nennen.“

„Für Elias Morgan!" wiederholte der Pfarrer, dem plötzlich ein Licht aufzugehen schien.

„Ja," fuhr Robert fort, indem er zugleich in seinen Taschen herumsuchte. „Ich habe den Brief des Advokaten mitgebracht. Da ist er! Lesen Sie diesen, dann wissen Sie Alles."

Schweigend ergriff Mr. Lloyd den Brief, trat damit an's Fenster und las ihn langsam und sorgfältig. Er brauchte dann nicht noch viele Fragen zu thun, um das ganze Unheil kennen zu lernen, das über dem Haupte seines Nachbars schwebte.

„Die armen Leute!" sagte er. „Dieser Schlag wird ein furchtbarer für sie sein. Elias ist mein Nachbar, obschon er in der letzten Zeit nicht mit mir gesprochen hat. Seit vielen, vielen Jahren sind wir einen und denselben Weg gewandelt und unsere Schritte haben sich fortwährend gekreuzt. Jetzt aber hält er sich consequenter als je entfernt, als ob er es für geradezu unmöglich hielte, daß zwei Menschen auf verschiedenen Wegen zu demselben Gott gelangen, und als ob mein Weg zu einem sehr schlimmen Ziele führen müsse. Und doch thut er mir aufrichtig leid. Er ist ein stolzer, schroffer Mann und wird glauben, seine Nachbarn sähen nun mit Verachtung und Schadenfreude auf ihn herab. Und die armen Kinder!"

Daniel Lloyd schwieg eine Weile, dann hob er plötzlich wieder an:

„Bob, ich werde Dich begleiten, wenn Du Deinem Vetter diese schlimme Nachricht bringst. Im schlimmsten Falle kann er mir bloß die Thür weisen, und

wenn er dieß thut, so schmecke ich dann ein wenig von seiner Demüthigung, was mir mehr nützen wird, als wenn ich hier sitze und an ihn denke."

„Ich stand eben im Begriff, Sie darum zu bitten, Sir," sagte Robert, der sich wunderbar erleichtert fühlte; „ich schämte mich aber beinahe, Ihnen zu zeigen, wie feige es mir um's Herz ist. Der eigenthümliche Charakter meines Vetters erschwert mir natürlich meine Aufgabe bedeutend. Er wird nicht gestatten, daß der Schlag für ihn im mindesten gemildert werde. Ich weiß ganz bestimmt, daß er von mir keinen Penny annehmen würde, selbst nicht, wenn er sich dadurch vom Hungertode retten könnte."

Beide schwiegen eine Weile, dann hob der Pfarrer wieder an:

„Ich habe, ehe ich mit Dir fortgehe, ein paar Briefe zu schreiben und einige andere Kleinigkeiten zu besorgen. Gehe daher einstweilen zu den Knaben und laß Dir auch erzählen, was Nest Dir mitzutheilen haben wird."

Robert kehrte demgemäß in das Refectorium zurück und hatte eben, Nest gegenüber, bequem Platz und eins der kleinen Mädchen auf das Knie genommen, als der Pfarrer ihn schon wieder zu sich zurückrief.

„Ich möchte eine Frage an Dich richten, Bob," sagte er. „Dabei bemerke ich aber ausdrücklich im Voraus, daß es Dir freisteht, diese Frage zu beantworten oder nicht. Sie betrifft Deine Cousine Hirell."

Robert erröthete und heftete seine Blicke auf einen eben langsam am Fenster vorbei fahrenden Karren.

„Hast Du Dich anders besonnen? Hat Deine Gesinnung gegen sie sich geändert?" fragte Mr. Lloyd.

„Nein, Sir."

„Nun, dann kann ich weiter fragen — Du brauchst aber, wie ich schon gesagt, auch diese Frage nicht zu beantworten —: Welche Wirkung wird nach Deiner Meinung dieser Glückswechsel in Bezug auf sie und Dich äußern?"

„Jedenfalls eine sehr mißliche," antwortete Robert mit düsterer Miene.

„Du glaubst, es würde nicht recht gegen sie gehandelt sein, ihr unter diesen Umständen etwas zu sagen?"

„Ja," sagte Robert, „ich fürchte, sie könnte glauben, ich wollte diese Calamität zu meinem Vortheil benutzen."

„Ja, das glaube ich auch, Bob," sagte der Pfarrer, indem er sich erhob, „und deßhalb wollte ich Dir den Rath geben: Wenn Du Dich wirklich gegen Hirell auszusprechen gedenkst, so thue es, ehe man die Unglücksbotschaft kennt. Nun gehe und plaudere mit Nest."

Zwölftes Kapitel.

Bod Elian.

Bod Elian, das heißt die Wohnung oder das Haus des Elias, eines Ahnherrn der Morgans, von welchem das Haus in den Tagen seines Wohlstandes seinen Namen erhalten, stand hoch oben im Gebirge, rechts von der nach Capel Jlltyd führenden Straße.

Die beiden Wanderer erstiegen, nachdem ihr Weg sie fortwährend aufwärts geführt, zuletzt einen grünen Abhang, auf welchem einige Schafe und Kühe weideten. Unmittelbar an diesen Weideplatz stieß ein ebenes, braunes Feld und in der Mitte desselben stand Bod Elian, rechts von einigen Gartenbäumen eingefaßt, während links die nasse, von tiefen Gleisen durchfurchte Straße sich hinaufzog.

Das Haus an und für sich war noch einfacher und schmuckloser als die Häuser der Stadt Dolgarrog, gerade als ob sein Erbauer von dem Gedanken beseelt gewesen wäre:

„Ich brauche ein Haus zum Schutz gegen Regen, Stürme und Sonne, aber weiter nichts.“

Es stand allein, ein wenig von den Gartenbäumen entfernt, und selbst die darauf scheinende Sonne war nicht im Stande, den kalten Ernst, der aus diesem kleinen Bauwerk sprach, zu mildern.

Einige der Fenster standen geöffnet, aber kein schneeweißer Gardinenzipfel flatterte im Winde. Die Fenster waren dunkel und kein Glanz von innen bewillkommnete den Glanz von außen. Der Sonnenschein lag auf der Front des Hauses wie ein Lächeln auf einem todten, starren Antlitz.

Als die Beiden den Weg erreichten, der von der Straße ab direct nach dem Hause führte, blieb Mr. Lloyd plötzlich stehen und Chamberlayne, der ihn fragend ansah, bemerkte, daß sein Blick auf die nicht weit entfernte, auf einem steinigen Felde stehende Kapelle gerichtet war, welche Elias Morgan erbauen ließ. Das Sparrwerk mochte vor wenigen Tagen erst aufgesetzt worden sein, denn eine Fahne flatterte lustig in dem frischen Lufthauch.

Kein Geschöpf war in der Nähe, ausgenommen ein Hund, der schlafend auf einigen Kleidern der Arbeiter lag, welche wahrscheinlich zum Mittagessen gegangen waren.

Es herrschte ringsum eine Stille, welche mehr einer Ruine als einem neuen Gebäude anzugehören schien, und die beiden Wanderer betrachteten es auch fast als eine Ruine, denn sie kannten ja den nähern Stand der Mittel des Erbauers.

Es war ein einfaches Gebäude — so klein und bescheiden, daß Johannes der Täufer es in der Wüste hätte errichten und in seinem Gewand von Kameelhaaren darin predigen können.

Schweigend betrachteten es die Beiden.

„Also dieß war sein großer Ehrgeiz," sagte Chamberlayne tief ergriffen. „Und nun müssen wir ihm sagen, daß es weiter nichts ist als ein Luftschloß."

Daniel Lloyd gab keine Antwort, während er mit Bob seine Schritte nach Bod Elian lenkte. Er war der Pfarrer von Capel Illtyd und seine Gefühle in Bezug auf diese Kapelle nothwendig von gemischterer Art als die Chamberlayne's.

„Ich gestehe Dir offen," hob er nach einer Weile an, „daß ich fürchte, meine Einmischung werde Deinem Vetter durchaus nicht willkommen sein, Bob."

„Ach, Mr. Lloyd, mir selbst entfällt der Muth bei jedem Schritte mehr. Sehen Sie diese Fahne! Dort steht auch der rothe neue Wagen, von welchem Hughes sprach, und jetzt sehe ich auch die neu angebauten beiden Zimmer. Ach mein Gott!"

Robert hieb, indem er dieß sagte, mit seinem Stock grimmig in das am Wege wachsende Gras hinein, als ob Alles, was er erwähnt, seinen Unmuth über sich selbst und seine unwillkommene Nachricht steigern müßte.

„In Bezug auf das," sagte er dann plötzlich und leise zu dem Pfarrer gewendet, „in Bezug auf das, wovon wir sprachen, bin ich jetzt nicht mehr im

Zweifel. Ich will sehen, ob ich erst mit Hirell sprechen kann, wenn Sie mittlerweile ein Gespräch mit Elias anknüpfen, ehe wir ihm die traurige Kunde mittheilen.

„Ist nicht Jemand in der Hausflur?“ bemerkte Mr. Lloyd.

„Ja, es ist Hirell!“ sagte Chamberlayne und hieb noch grimmiger als vorher in das Gras hinein.

Die Tritte der beiden Wanderer machten auf dem weichen Fußboden gar kein Geräusch und sie näherten sich daher der Thür, ohne von den in der Hausflur anwesenden zwei Personen wahrgenommen zu werden.

Diese beiden Personen waren Hirell und Kezia Williams.

Die eine Seite der Hausflur lag voll großer Packete und neben einem derselben kniete Hirell und zog die Emballage auf die Seite, um das darin verwahrte sammetne Lehnstuhlkissen zu sehen.

Kezia fütterte einige Zeisige in einem langen Käfig und hörte in ebenfalls freudiger Aufregung die Ausrufungen, durch welche Hirell ihr Entzücken kundgab.

Obschon sie wallisisch sprach, so kannte doch Chamberlayne die Bedeutung ihrer Worte nur zu wohl und verborgenes Mitleid lieh seiner Stimme und seinem Wesen einen ernsten und doch zugleich sanften Ausdruck, als er die Schwelle überschritt und rief:

„Hirell!“

„Robert!“

Und sie bot ihm freundlich die Hand, die er

festhielt, während Hirell sich wegen der gestern bewiesenen Kälte entschuldigte.

Hirell's Sprechweise war eine sehr eigenthümliche. Sie stockte zuweilen mitten im Reden und sah sich dann gezwungen, eine kleine Pause zu machen, nach welcher sie mit gewohnter Anmuth und Würde weiter sprach.

„Fürchte nichts wegen Deines Kindes, mein Freund," hatte der alte Geistliche Ephraim Jones einmal gesagt, als Elias ihm seine Besorgnisse wegen dieses Gebrechens seiner Tochter zu erkennen gegeben. „Ihre Stimme spricht in ihrem Innern wie das Läuten einer Glocke, die unversehrt ist."

Robert Chamberlayne ward sich kaum klar, was es sei, ob Stimme, Augen, alte Erinnerungen oder neue Hoffnungen, was ihn so bezauberte, daß er, während Hirell sprach, fast keines Wortes fähig war.

„Ich freue mich so sehr, Dich zu sehen, Robert," sagte Hirell. „Hughes fürchtete schon, Du würdest glauben, wir hätten uns gestern nicht gefreut, Dich zu sehen. Wir freuten uns aber — alle freueten wir uns — aber —"

Sie schwieg, als sie bemerkte, daß Daniel Lloyd mit Kezia sprach, und deutete mit dem Kopfe leicht nach ihm hin. Dann fuhr sie in ihrer ruhigen, freundlich vertrauensvollen Weise fort:

„Du findest uns beim Beginn einer großen Veränderung. Aber Du wußtest das. Hast Du an uns gedacht — hast Du Dir ein Bild gemacht, wie Alles hier verändert sein würde?"

„Ja, ich dachte mir, daß dadurch für Euch eine Veränderung herbeigeführt werden würde," antwortete Robert mit verzweifelter Anstrengung.

„Mein Vater," fuhr Hirell fort, „ist mit Hughes in dem neuen Zimmer. Er schreibt einen Brief an den Director der hohen Schule, welche Hughes besuchen soll, und einige andere Briefe an Freunde, die er früher in London gekannt und die ihm zu diesem Glückswechsel ihre freundlichen Gratulationen geschrieben haben."

„O!" sagte Robert und sein Blick schweifte von den sanften, redlichen Augen auf die kleinen Finger, welche mit einer goldenen Kette, dem einzigen Bestandtheil des gestrigen Putzes, den Hirell an diesem Morgen trug, spielten. „Also ist Dein Vater jetzt beschäftigt?"

„Ja, aber nur auf wenig Minuten, denn er erwartet Gesellschaft. Mr. Ephraim Jones, der Geistliche, den Du gestern in Dolgarrog sahest, kommt heraus, um die neue Kapelle in Augenschein zu nehmen und für Hughes zu beten. Kezia, willst Du nicht mit Mr. Lloyd hereinkommen?"

Sie ging, indem sie dieß sagte, voran nach dem alten Wohnzimmer, dessen Robert sich recht wohl entsann.

Mr. Lloyd folgte aber nicht, sondern blieb mit Kezia in der Hausflur stehen und sprach mit ihr über gewisse arme Leute, welche beide dann und wann in derselben wohlthätigen Absicht zu besuchen pflegten.

Es war ein feuchtes, schmuckloses, ganz ge-

wöhnliches Zimmer, in welches Robert seiner Cousine folgte.

Das Fenster war geschlossen, weil Hirell's Kleider hier lagen. Der Tisch war mit Seidenstoffen bedeckt und neben demselben standen zwei Stühle, auf welchen Hirell und Kezia bis zur Ankunft des neuen Mobiliars bei ihrer Näharbeit zu sitzen gepflegt hatten.

Jedes hellfarbige Band und schillernde Stück Seidenzeug steigerte die Unruhe in Robert's Gemüth.

Nach einer Weile sagte Hirell:

„Ich soll auf einige Zeit nach London gehen und da muß man sich natürlich kleiden wie andere Leute, weißt Du."

Mit diesen Worten setzte sie sich und nahm sorglos ihre Arbeit in die Hand. Robert sank auf der andern Seite des kleinen runden Tisches auf Kezia's Stuhl nieder und sah seiner Cousine ängstlich zu, denn es war ihm, als wäre jeder Stich, den sie that, ein frischer Knoten in dem Gewebe, welches zu entwirren seine Aufgabe war.

So sah er Hirell zu, während sie dasaß und nähte und ihre Hand, wie ein kleiner an einem Faden festgehaltener Vogel, hin- und her flog. Er sah sie an, und sein ganzer redlicher Wunsch lag in seinen Augen.

Hirell fühlte seinen Blick auf ihrem Gesicht und schloß daraus, daß er sie gegen das letzte Mal, wo er sie gesehen, sehr verändert fände. Dabei wußte sie auch, daß diese Veränderung keine unvortheilhafte

war, sondern vielmehr zu den vielen Segnungen gehörte, womit der Himmel sie gerade jetzt überschüttet.

Sie war schön, diese Kenntniß war nichts Neues, ward aber jetzt durch Robert's ehrliche Augen bestätigt und angefrischt.

Hirell neigte daher ihr schönes Haupt und zitterte, denn sie wußte, daß ihre kindische Freude sich durch holdes Erröthen auf ihren Wangen und durch Thränen in ihren Augen kundgab.

„Wirst Du mir verzeihen, Hirell, wenn ich eine Frage an Dich richte, die Dich vielleicht sehr bös auf mich macht?"

Robert's Stimme zitterte. Seine Hände strichen verlegen einen der auf dem Tische liegenden Seidenstoffe glatt, und Hirell wußte, daß er sie mit gespanntem Blick anschaute.

Sie glaubte, es handle sich um eine der alten scherzhaft galanten Reden, die er im Begriff stünde zu halten, und sie bemühte sich, ihre Verlegenheit zu überwinden, indem sie lächelnd sagte:

„Wenn die Frage mich bös macht, Robert, so verspreche ich, Dir zu verzeihen, und macht sie mich, wie mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuthen steht — nicht bös, nun dann bedarf es wohl gar keiner Verzeihung?"

„Nein, in diesem Falle nicht; ich fürchte aber, daß der entgegengesetzte eintreten werde. Ich fürchte, ich werde Dich erzürnen, Hirell. Ich würde meine Frage nicht jetzt, sondern erst nachdem wir einander

nach so langer Trennung häufiger gesehen, an Dich richten, leider aber habe ich in Bezug auf die Zeit keine Wahl. Ich muß morgen wieder fort, es wäre denn, daß Du mir sagtest, Du dächtest noch mit Vergnügen an die alte Zeit, wo ich hier war und wo wir so viele Stunden zusammen verlebten."

Hirell begriff nicht recht, wie auf ihre Beantwortung dieser Frage ein so entscheidendes Gewicht gelegt werden könnte, doch antwortete sie:

„Ja, Robert; es macht mir großes Vergnügen, an jene Zeit zu denken."

„Und wünschest Du dieselbe zurück, Hirell, wie ich sie zurückwünsche?"

Hirell hielt in ihrer Arbeit inne, stemmte den einen Ellbogen in die hohle Hand des andern Armes, stützte das Kinn in die andere Hand und blickte eine Weile träumerisch vor sich hin.

„Du wünschest diese Zeit wirklich zurück, Robert?" hob sie dann an. „Ich wünsche sie, so süß sie auch war, nicht zurück und kann sie nicht zurückwünschen. Wenn man älter wird, so lernt man so viele Dinge kennen, welche wunderbarer und schöner sind, als irgend etwas, was man früher gekannt hat. Deßwegen aber darfst Du mich nicht für undankbar oder veränderlich halten, Robert," sagte sie in innigerem Tone und indem sie lächelnd zu ihm aufblickte. „Um keinen Preis möchte ich mein Leben jener Zeit beraubt wissen. Es war eine Zeit, wie sie nie wiederkommen kann. Ich erinnere mich ihrer, wie man sich eines schönen Gartens voll Blüthen er-

innert — man denkt mit Freuden an sie zurück, aber man möchte sie nicht wiederhaben und die Früchte dafür hingeben."

„Das ist sehr richtig," entgegnete Robert, „und auch ich will nicht, daß der alte Zustand der Dinge zurückkehre. Nicht die Zeit wünsche ich zurück, Hirell, sondern meine Freundin jener Zeit, Hirell — Dich! Dich!"

Hirell ließ ihre Hände in den Schoos fallen, ihre Wangen wurden bleich und ihre Augen hatten, indem sie dieselben zu Robert's Gesicht emporhob, etwas Kaltes und Leeres.

„Robert," sagte sie, „ich glaube, ich weiß, was Du meinst."

„Ich meine, ob Du mein Weib sein willst, Hirell, wie Du mir versprachst als Du ein kleines Mädchen und meine theuerste Freundin warst, obschon nicht halb so theuer wie Du mir jetzt bist."

Hirell schwieg. Es war ihr zu Muthe, wie einem Kinde, das fröhlich zu einem Schmaus eilt und plötzlich aufgefordert wird, sich mit einer trockenen Brodrinde wieder zu entfernen.

Wie, Robert, diesen guten, redlichen, prosaischen Robert Chamberlayne sollte sie heirathen und ihr ganzes noch übriges Leben in seiner vielberühmten Heimath zubringen, die mit Getreide und Hopfen, oder, wie Hirell es sich vorstellte, mit Brod und Bier so angefüllt war, daß man kaum athmen konnte?

Dafür sollte sie allen den wonnigen Träumen

entsagen, die ihr Leben bei Tage und bei Nacht bezauberten?

Sie sah Robert's große starke Hände an, die er halb gefaltet vor sich auf dem Tisch ruhen ließ, erhob sich und legte ihre eigene kalte zitternde Hand darauf.

„Robert,“ sagte sie, „Du fragtest mich, ob ich Dir verzeihen würde, wenn Deine Frage von der Art wäre, daß sie mir Schmerz verursachte.“

„Und ist dieß also der Fall, Hirell?“

„Ja,“ antwortete Hirell, beseelt von dem egoistischen Wunsche, die Last, welche seine Worte ihr aufgebürdet, bald abzuschütteln. „Ich wundere mich, daß Du diese Frage überhaupt gethan hast, Robert. Doch sprechen wir weiter nicht davon. Wenn sie mir auch Schmerz verursacht hat, so verzeihe ich es Dir doch gern und vollständig.“

„Ich danke Dir,“ sagte Robert, indem er ihre ausgestreckte Hand ergriff und ihr mit inniger Theilnahme in's Gesicht blickte. Sie wußte nicht, welch eine selbstverleugnungsvolle Theilnahme es war; sie wußte nicht, wie sehr er an das dachte, was *sie* durch ihre Ablehnung verlor, und wie wenig an den Verlust, der *ihn* traf.

Der Schmerz, der aus seinen Mienen sprach, indem er ihre Hand faßte und sie ansah, machte ihr viel Unruhe.

„Ich wollte,“ sagte sie in Thränen ausbrechend, „ich könnte mir selbst so leicht verzeihen, daß ich Dich in Deiner Erwartung täusche, Robert.“

„O, denke doch nicht daran, Hirell," rief Robert mit herzlichem Ausdruck. „Denke doch nicht daran. Ich werde es schon überwinden und vielleicht in kurzer Zeit vergessen haben. Ehe ich wieder einen Monat in meine Heimath zurück bin, wirst Du hören, daß ich wieder so heiter und munter bin, wie ich je gewesen. Also deßhalb mache Dir keine Unruhe. Versprich es mir."

Und indem er ihre Hand in einer der seinen hielt, legte er die andere auf ihre feingeformte Schulter und sah sie mit so offenem, freundlichem Lächeln an, daß Hirell über ihre Unruhe wegen der Wunde, die sie Robert's Herzen geschlagen, ebenfalls nur lächeln konnte.

Sie antwortete daher mit vollkommener Aufrichtigkeit und ohne den mindesten Anflug von Unmuth über seinen gänzlichen Mangel an Romantik:

„Nein, ich werde mir keine Unruhe machen, Robert. Ich glaube nicht, daß viel Grund dazu vorhanden wäre."

„Nicht der mindeste ist dazu vorhanden und nun laß uns die Sache vergessen. Ich werde jetzt gehen und mit Kezia sprechen, sonst wird sie am Ende von Mr. Lloyd bekehrt."

Als er zur Thür hinausging, kam ein Hund herein und Robert drehte ein wenig den Kopf herum, um ihm nachzusehen, denn er erinnerte sich seiner als eines alten Bekannten. Hirell, deren Augen ihm folgten, sah auf diese Weise, daß sein Gesicht, ganz im Widerspruch mit seinen Worten, einen

hohen Grad von Schmerz und Unruhe verrieth, so daß sie für den Augenblick zweifelte, ob sie ihn richtig verstanden habe. Sie ahnte, daß selbst ein Gemüth wie das seine nicht so leicht zu lesen war.

Doch, sie vergaß ihn bald, denn ihr blaßblaues Seidenkleid, das schönste von allen, die sie besaß, und woran Kezia und sie so fleißig gearbeitet, war nun fertig und sie stahl sich hinauf in ihr Zimmer, um es anzuprobiren und darin herunterzukommen und Hugh und ihren Vater zu blenden, welche sich gern auf diese Weise von ihr überraschen ließen.

Dreizehntes Kapitel.

Elian Morgan's Gastmahl.

Zu Ehren des erwarteten Gastes, des wohlehrwürdigen Ephraim Jones, ward in der Küche von Bod Elian ein ungewöhnlich reichliches und gutes Mahl bereitet.

Ehe die beiden neuen Zimmer gebaut worden, war die Küche das Hauptzimmer des Hauses gewesen. Sie war breit und lang, mit niedriger Decke und schwarzgeräucherten Balken, die mit einer Menge eiserner Haken versehen waren, an welchen so ziemlich Alles hing, was in einer Küche aufgehangen werden konnte.

Hier war Kezia's Bereich, in welchem sie heute eine ganz besonders angestrengte Thätigkeit zu entwickeln hatte.

Als Robert Chamberlayne eintrat, buk sie eben eine Art Schmelzkuchen, die in der dortigen Gegend sehr beliebt sind.

Mr. Lloyd saß in der Nähe des Feuers und plauderte mit ihr über häusliche und wirthschaftliche

Angelegenheiten. Als Robert eintrat, sah er diesen mit besorgt forschendem Blick an.

Der junge Mann legte seine Hand leicht auf die Schulter des Pfarrers und sagte, als Kezia sich über ihr Gebäck neigte, in leisem Tone:

„Wir hatten uns beide geirrt, Sir.“

Mr. Lloyd sah ihn wieder fragend an und Robert nickte und lächelte, und der Pfarrer nickte, als wollte er sagen, er verstände, lächelte aber nicht.

Dann ging Robert auf die andere Seite des Feuers, wendete das Gesicht ab und dann saßen beide ruhig da, als ob Kezia's Thätigkeit von großem Interesse für sie wäre.

Kezia Williams, Elias Morgan's Haushälterin, war ein blondes Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, schien aber etwas älter zu sein, denn ihr Benehmen war eigenthümlich ernst, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck friedlicher Weisheit, als ob sie alle großen Geheimnisse des Lebens durchschaut hätte und sich nie durch irgend eine einzige irdische Hoffnung oder Furcht stören lassen würde.

Sie ließ ihre Gedanken nicht bei den bittern Leiden der Welt verweilen, sondern hielt ihre schüchternen Augen auf ihren eigenen schmalen Pfad geheftet und verfolgte denselben mit Heiterkeit und Geduld und war dankbar dafür, daß sie eben Licht genug hatte, ihn zu sehen.

„Elias ist noch beschäftigt?“ sagte Robert zu ihr.

„Ja, Master Robert“, antwortete sie. „Ich sagte eben zu Mr. Lloyd, Sie möchten uns nicht für

unhöflich halten, daß wir ihm von Ihrer Ankunft noch nichts gesagt haben. Er wünschte aber, während er den Brief für Hugh schrieb, nicht gestört zu werden."

Chamberlayne verrieth keinerlei Ungeduld, sondern sah Kezia mit so ernstem Blicke zu, als wenn sie die Zurüstungen zu einem Leichenschmause getroffen hätte.

Während seine Augen auf einem Korbe mit neuen Löffeln und Gabeln, die alle mit Elias Morgan's eingravirten Namensbuchstaben versehen waren, ruhte, machte Kezia ihn auf einen Gegenstand aufmerksam, den er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte.

Derselbe stand, durch eine Umhüllung sorgfältig vor Staub und Rauch geschützt, in der von dem breiten alten Kamin am weitesten entfernten Ecke und Kezia hatte schon seit einer Stunde fortwährend freudige, vergnügte Blicke darauf geworfen.

Es war ein Geschenk, welches Elias für seinen jungen Bruder bestimmt und wovon dieser noch nichts wußte, denn es war während seiner Abwesenheit angekommen und bis jetzt, da es ihm überreicht werden sollte, in Kezia's Zimmer versteckt gehalten worden.

Es war eine neue Harfe und der Ankauf derselben, nächst der Erbauung der kleinen Kapelle, die größte Verschwendung, deren Elias sich schuldig gemacht.

Die alte Harfe, welche sich seit vielen Jahren im Besitz der Familie befand, war in den Händen

des jüngeren Bruders die Quelle des einzigen Vergnügens gewesen, welches der ernste ältere Bruder sich gestattete.

Ihr Genuß war stets ein so erhebender für ihn gewesen, daß er, sobald er die Mittel besaß, es für seine Pflicht hielt sich dankbar dafür zu beweisen, und er wollte dieß durch ein Geschenk thun, „welches", sagte er zu Kezia, „mir in der Sprache danken wird, die Hugh am besten versteht."

Da stand es und Kezia machte Robert darauf aufmerksam und erzählte den Hergang.

Robert betrachtete es mit ernstem Blick. Da stand es, verhüllt wie die Zukunft, die sich nun so bald und so furchtbar offenbaren sollte.

Der lange Tisch von Tannenholz ward gedeckt, Kezia setzte das neue Geschirr auf, und Robert half ihr die schweren Stühle herbeischleppen und holte Bänke herein, um die nöthige Anzahl von Sitzen herzustellen, bis sie endlich eine Thür sich öffnen und Elias und Hugh sich nähern hörten.

Sie traten zusammen ein.

Elias hielt den Brief, den er geschrieben, in der Hand. Aus den Gesichtern beider Brüder sprach ein Ernst, welcher eben erst überwundene Gemüthsbewegung zu verrathen schien, und ihnen eine schwache Aehnlichkeit mit einander gab, obschon Hugh schlank und schwächlich war und ein kleines ovales Gesicht und braune Augen wie die Hirell's hatte.

Kezia hatte einen Kleiderrechen vor die Harfe gestellt, damit Hugh sie nicht eher sähe, als in dem

Augenblick, wo Elias es angemessen finden würde, sein Geschenk zu überreichen.

„Seht Elias", sagte sie, indem sie den beiden Brüdern entgegenging, „Robert Chamberlayne ist da und Mr. Lloyd auch. Sie warten schon seit beinahe einer Stunde auf Euch."

Während Hugh und Robert einander die Hand drückten, ruheten Elias Morgan's scharfe Augen forschend auf dem Gesicht des Pfarrers.

Er hegte in mehrfacher Beziehung einen heimlichen Groll gegen ihn.

Erstens war ein Mitglied seiner Kapelle verlockt worden, Mitglied von Mr. Lloyd's Gemeinde zu werden; zweitens war einer seiner Arbeiter durch einen Pferdeknecht von der Abteifarm auf dem Jahrmarkt betrunken gemacht worden, und drittens — was schlimmer war als Alles — Mr. Lloyd hatte nicht bloß einigen englischen Touristen gestattet, die Abteiruinen am Sabbath in Augenschein zu nehmen, sondern sie auch selbst darin herumgeführt und ihnen alle gewünschte Auskunft und Belehrung ertheilt.

Dies war in Elias Morgan's Augen ein schweres Vergehen, dennoch aber näherte er sich jetzt dem Pfarrer, verneigte sich steif und bot ihm die Hand.

„Ihr erzeigt mir eine große Ehre, Sir", sagte Elias. „Ich danke Euch für diesen Besuch."

„Es thut mir leid", entgegnete der Pfarrer, „es thut mir unendlich leid, Euch sagen zu müssen, daß der Anlaß zu meinem Besuch ein sehr trauriger ist."

Hugh, der neben Robert stand, drehte sich schnell herum. Es lag in Mr. Lloyd's Stimme etwas, was seine Aufmerksamkeit erregte, obschon es von seinem älteren Bruder, dessen Wahrnehmungsgabe überhaupt nicht sonderlich scharf war, nicht bemerkt ward.

„Mr. Lloyd", rief der junge Mann, „um Gotteswillen sprecht Euch aus! Was ist geschehen?"

Elias sah seinen Bruder mit scharf verweisendem Blick an, daß er den heiligen Namen gemißbraucht, sagte aber nichts.

Daniel Lloyd hatte sich anfangs vorgenommen, mit Elias allein zu sprechen; als er aber sah, daß Kezia die Küche verlassen und Niemand weiter da war als Elias, Hugh und Robert, da beschloß er nicht länger zu zögern.

Er sah sich nach einem Stuhl um.

Robert reichte ihm einen. Der Pfarrer setzte sich, während Elias vor ihm stehen blieb.

„Morgan", hob der Pfarrer an, „ich glaube, ich verstehe jetzt erst, warum ich immer den Wunsch empfunden habe, Euch zu meiden. Ich glaube, der Grund lag darin, weil der Satan mir zuflüsterte, daß mir, wenn ich mich genauer mit Euch bekannt machte, schönere und härtere Lehren gegeben werden würden als ich zu lernen wünschte. Dennoch hat der Allweise es so gefügt, daß ich doch noch hierherkommen muß, um von Euch eine solche Lehre zu lernen. Die Frage ist die: Wenn ein Mensch nach einem Leben der Armuth plötzlich reich wird an Allem, was er für sich und die Personen, die ihm am theuersten

sind, begehrt, und wenn er dann, gerade während die Freude über sein Glück ihren Höhepunkt erreicht hat, von Gott aufgefordert wird, auf Alles, sofort und vollständig, zu verzichten, wie muß er diesen Schlag ertragen? Elias Morgan, diese Lehre sollt Ihr uns lehren. Gott verlangt es von Euch. Er will, daß Ihr sie Alle lehrt, die in diesem Hause sind — Euren jüngern Bruder Hugh, Euer Kind Hirell, Eure treue Dienerin Kezia und Alle hier, welche sich mit Euch über Euer Glück gefreut haben und nun durch Euren Verlust leiden müssen."

Elias verhielt sich still und unbeweglich und seine Augen waren kalt und scharf auf das Gesicht des Pfarrers geheftet, bis Robert Chamberlayne herantrat und die Augen seines Vetters sich nun langsam ihm zuwendeten.

„Morgan", hob der junge Mann an, „ich trage einen großen Theil der Schuld, weil ich Euch jenen Brief schrieb. Bis letzte Mittwoch aber hielt ich nichts, selbst nicht die Bank von England, für sicherer als unseren Antheil an dieser Erbschaft."

Ein Blick, der fast dem eines ergrimmten Löwen glich, leuchtete aus Morgan's Auge. Seine Brust hob und senkte sich. Mit übermenschlicher Anstrengung und in einem Tone, bei welchem es seine Zuhörer kalt überrieselte, sagte er:

„Wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre, Robert Chamberlayne, so hätte ich mir lieber meine rechte Hand abgehackt als so etwas gethan. Anstatt mir Thatsachen zu melden, hast Du mir, wie es

scheint, bloß Vermuthungen und Ansichten mitgetheilt. Sage mir jetzt die Wahrheit, die ganze Wahrheit, wäre sie auch bitterer als Galle und schärfer als ein Schwert."

„Ich sage Euch die ganze Wahrheit, Morgan", sagte Robert. „Die Firma ist bankerott; man hat uns ein Jahr Gewinnantheil bezahlt, um uns zu täuschen, denn man wollte Alles vertuschen, um einen reichen Compagnon anzulocken. Ich erfuhr nicht eher ein Wort davon als vergangene Mittwoch, wo ich zu einer Versammlung der Gläubiger berufen ward. Hier ist der Brief meines Advokaten."

Elias nahm den Brief und las ihn langsam durch. Dann gab er ihn an Robert zurück.

Eine Minute lang herrschte vollständiges Schweigen, bis endlich Hugh laut zu schluchzen begann.

„Sie werden alle Eures Trostes bedürfen, Elias", sagte der Pfarrer in sanftem Tone.

„Meines Trostes?" wiederholte Elias, indem er sich wieder nach dem Geistlichen herumdrehte. „Nein, Sir, meine Familie wird erwarten, daß ich meine Pflicht thue. Ihr seid gekommen, um zu sehen, wie ich sie thun werde, und Ihr sollt es sehen."

Sein Blick wendete sich zunächst nach dem langen Tisch, auf welchem das neue Geschirr funkelte

„Kezia!" rief er.

Die Genannte war eben in das Zimmer getreten und stand, als sie Elias ansah, da wie versteinert.

Er deutete mit der Hand auf den gedeckten Tisch und sagte in ernstem, strengem Tone:

„Nimm diese Sachen weg und packe sie ein. Sie werden zurückgesendet; sie sind nicht mein.“

„Elias!“ rief Kezia. „Mr. Lloyd, o Erbarmen! Was soll das heißen?“

„Gehorche!“ rief Morgan zornig.

Die Briefe, die er für Hugh geschrieben und welche dieser mit nach London nehmen sollte, lagen auf dem Tische neben ihm. Sein Auge fiel darauf; er ergriff sie, riß sie langsam in Fetzen und ließ diese auf den Fußboden fallen.

Gerade in diesem Augenblicke bewog ihn ein leichtes Rauschen von Seidenstoff, sein Auge nach der Thür zu lenken, und gleich darauf trat Hirell rasch herein, denn sie wußte, daß sie bei ihrer Toilette ein wenig lange zugebracht hatte. Anfangs merkte sie nichts, denn sie freute sich zu sehr auf die Ueberraschung und das Vergnügen, welches ihr Vater und Hugh zu erkennen geben würden.

„Hirell!“ rief Ersterer.

Sie blieb stehen und sah ihn erschrocken an.

Er streckte den Arm aus, zeigte auf ihr Kleid und rief:

„Zieh es aus!“

Dann berührte er mit kaltem, zitterndem Finger ihr Halsband und fuhr in demselben strengen Tone fort:

„Weg mit diesem Tand! — Kezia, nimm ihn ihr ab!“

Kezia, die stets und ohne Widerspruch gehorchte,

näherte sich Hirell, machte das Halsband los und legte es auf den Tisch vor ihrem Herrn.

Dieser richtete seinen Blick nun auf einen großen Koffer, welcher zum Theil fertig gepackt an der Wand stand und den Hirell mit nach London nehmen sollte.

„Geh mit ihr auf ihr Zimmer", sagte er dann zu Kezia. „Zieh ihr dieses Kleid aus und bringe es mit dem sämmtlichen andern Flittertand — auch dem Deinigen — kurz Alles, was für dieses Geld gekauft worden ist, hierher."

Hirell ließ sich willenlos und bestürzt von Kezia hinwegführen und dann wendete Elias sich zu Hugh.

„Bruder", sagte er, „wenn Du mir nicht beistehen willst, so gehorche mir wenigstens. Die Kleider, welche Du in Dolgarrog hast fertigen lassen, wirst Du zusammenpacken. Gieb Deine Uhr her."

Hugh zog, ohne ein Wort zu sprechen, die Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch neben das Halsband.

„Und diese Nadel aus Deinem Halstuch."

Während Hugh noch bemüht war, die Nadel loszumachen, hörte man einen schweren Tritt durch die Hausflur kommen; gleich darauf trat eine Gestalt unter die geöffnete Thür und Alle, Mr. Lloyd ausgenommen, erkannten Ephraim Jones, den calvinistischen Prediger.

„Nun, Freund Elias", rief er mit seiner heisern und doch lauten Stimme, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. „Du stehst im Begriff, zu

schmausen wie Hiob, als die Tage seiner Leiden vorüber waren. Soll ich, wie Hiob's Freunde, mit Dir die Uebel beweinen, welche entschwunden sind, oder mich mit Dir über den Frieden und Ueberfluß freuen, womit Dein Haus überschüttet worden?"

Elias stützte sich mit der geballten Faust auf den Tisch und sah den Prediger an.

„Thue keins von beiden, Freund Ephraim", sagte er mit erzwungener, qualvoller Ruhe. „Da Du aber einmal da bist, so hilf mir mein Haus in Ordnung bringen, denn Gott hat befohlen, daß der Mammon daraus entweiche, und meine traurige Aufgabe ist nun, die Götzenbilder des Reichthums zu zertrümmern und ihre Macht über die Herzen meiner Kinder zu brechen."

Robert Chamberlayne näherte sich dem verblüfften Prediger, setzte ihm den wahren Stand der Dinge mit kurzen Worten auseinander und bat ihn, Elias zu bewegen, gegen Hirell und Hugh weniger hart zu verfahren.

Nach einer Weile traten Hirell und Kezia bleich und zitternd wieder ein. Sie trugen eine Menge Sachen auf den Armen und näherten sich furchtsam und schüchtern dem Hausherrn.

Hirell trug eins der allerältesten und fadenscheinigsten Kleider, welche sie besessen, ehe sie so plötzlich reich geworden, denn alle bessern hatte sie oder Kezia den Armen geschenkt.

Daß sie jetzt in dem dürftigen Gewand vor so Viele treten mußte, war für sie eine neue Verschär-

fung der seltsamen und plötzlichen Demüthigung, die über das Haus gekommen.

Robert betrachtete sie mit dem innigsten Mitleid, als sie so bleich und zitternd mit ihrem schönen Kleid auf dem Arme neben Kezia dastand und sich fürchtete, dem Blick ihres Vaters zu begegnen. Endlich ließ sie ihre Bürde auf die Erde fallen und barg ihr Antlitz weinend an Kezia's Schulter.

„Wie!“ rief Elias, „ist dieß mein Kind, welches Thränen vergießt über Tand, wie er von den Kindern Zions getragen ward? Weg damit!“ fuhr er zu Hugh gewendet fort, indem er ernst auf die daliegenden Sachen und dann auf die geöffneten Koffer zeigte. „Schafft mir diese Dinge aus den Augen — aus dem Hause — wieder dahin, wo sie hergekommen — in die Welt der Eitelkeit, des Betrugs und der Fallstricke. Wenn Du dabei nicht helfen willst oder nicht helfen kannst, Hirell, so gehe, hindere aber die Andern nicht. Kezia, hilf Hugh diese Sachen einpacken.“

Kezia machte sich sanft von Hirell los, kniete vor dem Koffer nieder und legte die Sachen, die Hugh ihr reichte, behutsam und sorgfältig nach einander hinein.

Mit Hirell begann, als sie so allein dastand, auf einmal Alles sich im Kreise herumzudrehen, ein kalter Schauer durchrieselte ihre Glieder und sie wäre zur Erde niedergesunken, wenn Ephraim Jones sie nicht rasch an der Schulter ergriffen hätte.

„Das Kind ist krank“, sagte er, indem er sie mitleidig ansah.

Sie kämpfte noch einen Augenblick mit ihrer Schwäche, ward dann todtenbleich und sank kalt und ohnmächtig dem Prediger in die Arme.

Hugh und Kezia sprangen sogleich auf und der Prediger stemmte seinen Fuß auf den geöffneten Koffer, um Hirell besser halten zu können.

Robert und Mr. Lloyd verwendeten kein Auge von ihrem Gesicht, bis sie eine schwache Röthe auf die zarten weißen Wangen zurückkehren und den kleinen Mund nach Athem kämpfen sahen.

Sie schlug die Augen auf und sah den Prediger dankbar an. Er war gerührt. Er hatte natürlich keine Ahnung davon, daß ihr Zustand seinen Grund in noch etwas Anderem als dem Verlust ihrer schönen Kleider haben könne; ihr Schmerz aber und ihre reine, fast überirdische Schönheit ergriff selbst sein rauhes, gestähltes Herz.

Er warf einen Blick in die Koffer, schüttelte den Kopf und sagte in so mildem Tone, als sein heiseres, schroffes Sprachorgan gestattete:

„Thörichtes Mädchen! Was bedarfst Du solcher Dinge, Du Lilie des Feldes?“

Kezia führte sie nach einem Sitz in der Ecke des Kamins und Mr. Lloyd kam und setzte sich neben sie und versuchte ihr Trost zuzusprechen.

„Du mußt meiner Tochter erlauben, Dich zu besuchen“, sagte er. „Sie ist in Kummer und Betrübniß erfahrener als Du. Dein Gewand ist das

Gewand der Armuth — das ihrige ist dieß auch, aber, Hirell! es ist auch noch das schwarze der Trauer."

Kezia und Hugh machten sich wieder an das Einpacken und Ephraim Jones, der im Geheimen über die Standhaftigkeit und Consequenz seines Freundes frohlockte, half mit und umschnürte die Packete und Körbe mit einem Eifer und einer grimmigen Befriedigung, als ob der leibhafte Satan verpackt würde, um stückweise aus der Welt hinausspedirt zu werden.

Hugh ward dann von Elias hinausgeschickt, um den rothen Wagen wieder zu dem Verfertiger zurückschaffen zu lassen und den beiden Gärtnern, welche Gänge anlegten, altes Gesträuch ausrotteten und neues pflanzten, Feierabend zu gebieten.

Während der für den Augenblick im Zimmer herrschenden Stille vernahm man plötzlich das ferne Geräusch, welches die beim Bau beschäftigten Arbeitsleute machten.

„Freund Ephraim", sagte Elias, indem er sich mit funkelnden Augen zu dem calvinistischen Prediger wendete, „der Bau der Kapelle darf nicht liegen bleiben. Was ich mit diesem Gelde für die Zwecke des Fleisches und des Teufels gekauft habe, nehme ich von dem Fleisch und dem Teufel wieder zurück; ehe ich aber das zurücknehme, was ich für Gottes Zwecke gekauft und geweiht habe, gehe ich lieber betteln."

„Und auch ich, Elias", antwortete der Prediger, indem er seine vom Handhaben der Stricke und Colli

noch geröthete und angeschwollene Hand ausstreckte, „auch ich will lieber für Dich betteln, als daß dieses Werk nicht zu Stande komme. Einen Triumph, einen Tropfen süßen Honig in Deinen bittern Wermuthbecher sollst Du haben, mein Bruder."

Hugh kam jetzt mit Geld herein, welches einem der Leute mit dem Auftrage gegeben worden, etwas dafür in Dolgarrog einzukaufen. Er gab es Elias über den langen schmalen Tisch hinüber, an welchem die beiden Brüder einander gegenüber standen.

Während Hugh draußen war, hatte die Magd, wie ihr von Kezia befohlen worden, den Kleiderrechen von der Harfe hinweggerückt.

Als Elias das Geld von Hugh in Empfang nahm, blickte er zufällig nach dieser Richtung und sah das Instrument stehen. Er bedeckte sich das Gesicht mit der einen Hand und reichte die andere über den Tisch hinüber seinem Bruder.

Dieser verstand ihn und sagte:

„Elias, leihe mir diese Harfe auf einen Augenblick, damit ich Dir zeigen kann, wie ich Dir danke; dann wollen wir sie sofort zurücksenden."

Elias richtete sein schweres Haupt empor, um Hugh zuzusehen, während dieser ging und die Harfe von ihrer Umhüllung befreite.

„Ja", sagte Mr. Ephraim Jones, „ja, junger Mann, tröste Deinen Bruder wie Du kannst. Tröste sein Herz, wie David das Herz Saul's tröstete.

Hugh setzte sich auf eine neben der Harfe stehende Kiste und begann zu spielen.

Sein Spiel war ein wunderliebliches und äußerte auf alle Anwesende eine fast zauberhafte Wirkung.

Hirell schlich sich heran und nahm auf einem Schemel neben ihm Platz, während ihr holdes Antlitz sich emporrichtete wie eine nach Thau dürstende Blume.

Elias hielt sich die Hand vor die Augen.

Kezia betrachtete den begeisterten Virtuosen mit der Freude einer Mutter, die in der Wüste einen sprudelnden Quell für ihre verschmachtenden Kinder entdeckt.

Bauleute von der Kapelle, welche gekommen waren, um wegen ihrer Arbeit zu fragen, hielten sich in der Nähe des geöffneten Fensters versteckt.

„Hugh!“ sagte Elias, als sein Bruder aufgehört hatte zu spielen und dann schüchtern und verlegen auf seinem Platze sitzen blieb.

Bei dem Rufe seines ältern Bruders sprang er aber sofort auf, eilte auf ihn zu und ergriff seine dargebotene Hand.

„Hirell!“ rief Elias dann mit dem Ausdruck inniger Liebe.

Sie sprang ebenfalls auf, brach in lautes Weinen aus und ergriff die andere Hand ihres Vaters.

„Komm!“ sagte der Pfarrer zu Robert und sie gingen leise hinaus.

Ephraim Jones stand eine Weile unentschlossen da; dann lenkte er seine Schritte ebenfalls nach der Thür.

Ehe er dieselbe erreichte, rief eine gebrochene Stimme ihm nach:

„Nein, Freund Ephraim, verlaß uns nicht. Ich hatte mich darauf gerichtet, Dich an einem Tische zu empfangen, der mit gutem Silbergeschirr und Wein besetzt wäre. Bleib aber bei mir und iß mit mir an meinem Tische, obschon mein Silber Spreu geworden und mein Wein nun mit Wasser gemischt ist.“

Vierzehntes Kapitel.

Robert Chamberlayne leistet Elias noch einen andern Dienst.

Als Robert Chamberlayne das Haus seines Vetters verließ, kehrte er mit dem Pfarrer nach der Abteifarm zurück und traf in Dolgarrog erst wieder ein, als eben die Kaufläden geschlossen wurden.

Als er in das kleine Zimmer trat, welches er mit Rymer gemeinschaftlich bewohnte, sah er diesen, anscheinend fest schlafend, auf dem Sopha liegen.

„Er hat sich heute allzusehr angestrengt," sagte er bei sich selbst, indem er seinen Blick auf Rymer's bleiches, die Spuren gänzlicher Erschöpfung tragendes Gesicht heftete.

Dann zündete er sich eine Cigarre an, setzte sich an das geöffnete Fenster und schauete hinaus in das sich immer tiefer herabsenkende Abenddunkel.

Er fühlte, daß sein Gemüth das Gleichgewicht verloren hatte. Hirell's kaum verhehlter Schmerz bei dem Gedanken an eine Heirath mit ihm und die scharfen bittern Worte ihres Vaters bereiteten ihm nicht wenig Unruhe und Demüthigung.

Er nahm sich vor, anonym einen Beitrag zum Kapellenbau einzusenden, und er hoffte seinem Vetter auch noch in einer andern Beziehung von Nutzen zu sein.

Dieser letztere Gedanke war der Grund, weßwegen er dann und wann einen ungeduldigen Blick auf Rymer warf.

Erst aber als Mrs. Hughes die Lichter brachte, schlug Letzterer die Augen auf und richtete sich empor.

„Ah, Sie sind ja wieder da!" sagte er, indem er sich dem Fenster näherte.

Robert erzählte ihm in kurzen Worten die Resultate der Mittheilung, die er seinem Vetter gemacht, und brachte dann das zur Sprache, was schon seit einigen Stunden seine Gedanken in Bezug auf Rymer beschäftigt hatte.

„Sagten Sie nicht, Mr. Rymer," begann er, „daß Sie die Absicht hätten, einige Monate oben im Gebirge zu verleben?"

„Allerdings hatte ich diese Absicht," antwortete Rymer, „aber was hat dieß mit Ihrem Vetter zu schaffen?"

„Nun," fuhr Robert fort, „ich habe Kezia Williams, seiner Haushälterin, versprochen, ihnen wo möglich einen Miethsmann zuzuschicken, denn sie beabsichtigten, ihre beiden neugebauten Zimmer zu vermiethen. Ich dachte daher, wenn Sie vielleicht möglichste Ungestörtheit und Ruhe suchten, so wäre das etwas für Sie."

„Sie sind sehr freundlich, Mr. Chamberlayne. Der Ort würde mir zwar gut gefallen, ich bin aber wegen meines längern Verweilens noch nicht recht mit mir einig. Morgen früh werde ich es Ihnen jedoch sagen.“

Rymer mußte, auch abgesehen von Chamberlayne's Vorschlag, in Bezug auf sein Bleiben und Gehen bald zu einer Entscheidung kommen.

Was ihn selbst betraf, so wäre er gern gegangen und hätte Wales, England oder noch lieber ganz Europa verlassen, um der fieberhaften Unruhe Raum zu geben, welche sich seiner bemächtigt hatte und ihm die Stille unerträglich machte.

Konnte er aber wohl fortgehen, während er über die Folgen, die sein Egoismus für Katharine Rhys gehabt haben konnte, noch so ganz in Ungewißheit war?

Nein, das konnte er nicht. Er mußte bleiben und dennoch wagte er nicht, länger in Dolgarrog zu weilen. Es waren hier zu viel Augen auf ihn gerichtet und es kamen tagtäglich zu viele Reisende durch diese Stadt. Lieber wollte er sich in dem einsamen Gebirge versteckt halten — ja, er wollte Elias Morgan's Abmiether werden.

„Dieses Ortes hier bin ich allerdings überdrüßig,“ sagte er zu Robert, nachdem beide eine halbe Stunde lang schweigend ihre Cigarren geraucht. „Wenn ich mich entschließe, in dieser Gegend zu bleiben, so möchte ich meine Wohnung wo möglich

schon morgen beziehen; die Zimmer in Morgan's Haus sind aber wohl noch nicht möblirt?"

„O, da würde Kezia schon bald Rath zu schaffen wissen," antwortete Robert.

Rymer zog einige Briefe aus der Tasche, that als ob er in denselben erst etwas nachsehen müßte, und hob dann wieder an:

„Wir wollen die Sache kurz abmachen. Wenn Sie Ihre Verwandten bestimmen können, mich morgen zu empfangen, so komme ich."

„Gut," sagte Robert. „Dann gehe ich gleich morgen früh noch vor dem Frühstück wieder hinauf nach Bod Elian und bespreche mit Kezia Alles."

Fünfzehntes Kapitel.

Mr. Rymer's erste Nacht in Bod Elian.

Es war neun Uhr Abends vorbei, als Robert Chamberlayne — nachdem er, seinem Versprechen gemäß, schon am frühen Morgen dagewesen und das Nöthige besprochen hatte — dießmal in Mr. Rymer's Begleitung wieder in Bod Elian ankam.

Elias Morgan hatte schon Befehl gegeben, daß man das Haus schließen und mit dem Abendessen nicht länger auf den neuen Hausgenossen warten sollte, dessen Ankunft von Robert schon für Mittag in Aussicht gestellt worden war.

Robert ging mit ihm jetzt, da die Vorderthür geschlossen war, um das Haus herum nach der Hinterthür, die, wie ihnen ein in dieser Richtung bemerkbarer Lichtschein verrieth, offen stand.

„Da werden wir Nanny, die Magd, treffen," sagte Robert. „Mit dieser müssen Sie sich befreunden, Mr. Rymer. Sie gilt hier in Capel Illtyd für eine Schönheit."

Die beiden jungen Männer traten durch die

Hinterthür in die große Küche, wo die Magd stand und plättete, während ein träg am Küchenschrank lehnender junger Mann ihr zusah.

„Was ist das, Nanny?" sagte Robert. „Ihr habt uns ja herausgesperrt."

„Elias Morgan befahl es mir; er war sehr böse, daß der Miethsmann noch nicht da war," entgegnete die Magd, stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete den neuen Mitbewohner von Bod Elian mit kritischen und etwas verächtlichen Blicken.

„Na, seid hübsch freundlich, Nanny," entgegnete Robert. „Dieser Herr interessirt sich sehr für Eure Gegend. Ich hoffe, Ihr werdet ihm, so lange er hier sein wird, den Aufenthalt so angenehm als möglich machen."

„Dabei kann ich nichts thun, Mr. Robert," antwortete Nanny. „Ich ziehe ab."

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des Zimmers, in welchem Elias Morgan und die Seinigen sich befanden, und ließ die beiden jungen Männer eintreten, ohne daß sie selbst die Familie, aus deren Kreis sie verbannt worden, auch nur eines Blickes gewürdigt hätte.

Elias Morgan hatte sein Haus von allen Spuren des Ueberflusses und der Verwirrung, die gestern Morgen hier geherrscht, gründlich gesäubert.

Strenge Ordnung und kalte Armuth hatten einander wieder die Hand gereicht und Elias saß am Tische mit seinem alten Wirthschaftsbuche und der Bibel vor sich, während sein scharfes graues

Auge die ihn umgebenden jugendlichen Gesichter beobachtete, als ob er jeden Gedanken einer etwaigen Empörung gegen das neue und bittere Regiment sofort entdecken und strafen wollte.

Ephraim Jones saß schreibend an einem kleinen Tisch neben dem Feuer.

Rymer fand sich seltsam berührt, sich auf einmal als Mitglied eines solchen Haushaltes, wie er hier vor sich hatte, zu sehen. Der lange Tisch und die eigenthümlichen Personen, welche an demselben saßen, gewährten ein Bild, welches seiner bisherigen Erfahrung völlig fremd war.

Seine Aufmerksamkeit richtete sich vorzüglich auf Elias, der ihn mit streng forschendem Blick ansah.

Rymer verneigte sich.

Hugh erhob sich erröthend und Robert sagte etwas ungeduldig:

„Dies ist Mr. Rymer, Vetter Morgan."

„Ja, Vetter Robert," antwortete Elias. „Du hast diesen Namen schon genannt; da er mir aber gänzlich fremd ist, so sehe ich nicht ein, wie die Erwähnung desselben als eine Entschuldigung Deiner und seiner Ankunft zu einer so unpassenden Stunde gelten könnte. Das Abendessen ist jedoch noch nicht vorbei. Sir," fuhr er dann, zu Mr. Rymer gewendet, fort; „da Ihre Zimmer nicht so schnell haben in Stand gesetzt werden können, so wird es nothwendig sein, daß Sie sich einstweilen mit dem begnügen, was wir Ihnen eben bieten können."

Rymer fuhr fort und Elias erhob sich, denn er

fühlte, daß es ihm gezieme, Jemanden, den er in sein Haus aufzunehmen im Begriff stand, mit den übrigen Bewohnern desselben bekannt zu machen.

„Dieß hier," sagte er, indem er auf Kezia zeigte, „ist meine Wirthschafterin, die, wie ich überzeugt bin, für Ihre Bequemlichkeit ebenso besorgt sein wird, wie sie es für die unsere ist. Dieß hier ist mein Bruder, der uns aber sehr bald verlassen wird, und dieß da ist meine Tochter."

Hirell erhob sich bei diesen letzten Worten ihres Vaters und Rymer sah, in einem alten geflickten Kleid und mit einer groben Näharbeit in den Händen, das Mädchen, dessen zarte Schönheit den ganzen grauen Marktplatz von Dolgarrog mit Licht und Glanz zu erfüllen geschienen.

Er blickte jetzt in dasselbe Gesicht; der heitere Glanz aber, den es ausgestrahlt, war erloschen. Die braunen Augen waren umwölkt, die Wangen bleich und die Lippen in jener Weise geschlossen, welche zu erkennen giebt, daß die Seele sich mit ihrem Kummer in sich selbst zurückzuziehen wünscht.

Rymer nahm auf dem Stuhl, den sein nunmehriger Hauswirth ihm andeutete, Platz, dann ward Ephraim Jones gerufen, welcher das Tischgebet sprach und sich dann Rymer gegenüber setzte, den er mit gerunzelter Stirn und forschendem Blick betrachtete.

Kezia setzte Jedem einen Napf mit warmer Buttermilch vor und Elias schnitt von einem großen Gerstenbrod eine entsprechende Anzahl Stücke ab,

die er dann der Reihe nach mittelst der Spitze seines Messers herumreichte.

Rymer nahm sein Stück Brod, legte es auf seinen Teller und sah es mit fast verlegenem Blick an, als ob er nicht wüßte, was er damit machen sollte.

„Es thut mir leid," sagte Kezia laut zu Robert, neben welchem sie saß, „daß ich heute nicht Zeit hatte, nach Dolgarrog zu gehen und Weißbrod zu kaufen. Ich fürchte, Euerem Freund wird unser Schwarzbrod nicht schmecken."

„Was sagst Du da, Kezia?" fragte Elias, indem er seine Augen mit so strengem Ausdruck auf sie heftete, daß sie erröthete.

Sie antwortete leise auf Wallisisch, Elias aber sagte mit noch strengerer Miene auf Englisch:

„Glaubst Du, es wäre um dieses Fremdlings willen auf meinen Tisch etwas Besseres gekommen, als ich esse und als Ihr — mein Kind, mein Bruder und Du — esset? Nein, deßwegen sei ganz ruhig, Kezia. Wenn seine Zimmer fertig sind, so kann er sich bestellen, was er Lust hat; so lange er aber unsern Tisch theilt, wird er sich mit dem begnügen, was für uns aufgetragen wird."

Mr. Rymer ließ sich durch diese unfreundlich scheinenden Worte seines neuen Hauswirths, dessen Charaktereigenthümlichkeiten ihm nun allmählich klar zu werden begannen, nicht weiter irre machen, sondern würgte das harte, schwarze Brod, wenigstens zum Theil, heldenmüthig hinunter.

Als die Mahlzeit beendet war, nahm Ephraim Jones den Brief, den er unmittelbar vorher geschrieben, zur Hand, breitete ihn vor sich auf dem Tische aus, räusperte sich, sah über seine Brille hinweg Hugh an und sagte:

„Junger Mann, höre, was ich Dir sagen werde. Dieser Brief ist an meinen Freund James Griffith, Geschäftsführer der Firma Tidmans, gerichtet und leiht, hoffe ich, Deinen Wünschen und Absichten passenden Ausdruck. Er lautet:

‚Lieber Bruder James!

‚Hast Du vielleicht in Deinem Comptoir einen ‚Platz für einen jungen Mann, der nicht ganz unge‚schickt ist, aber noch keinerlei Geschäftserfahrung be‚sitzt? Er ist einundzwanzig Jahre alt, sein mora‚lischer Charakter ist gut und ich zweifle nicht, daß ‚er unter der strengen Zucht, die Du zu üben pflegst, ‚auf einem bescheidenen Posten sich nützlich machen ‚könnte. Er möchte gern Aufnahme in eine Familie ‚von streng religiösen Grundsätzen und geregelter ‚Lebensweise finden, damit er von den Versuchungen ‚verschont bleibe, welche der unwissenden Jugend bei ‚ihrer ersten Bekanntschaft mit der Welt oft so ge‚fährlich sind.

‚Natürlich würde ich keinen höhern Gehalt für ‚ihn beanspruchen als er braucht, um mit strenger ‚Sparsamkeit und äußerster Einschränkung, wozu seine ‚Jugend und gute Gesundheit ihn auch befähigen, ‚existiren zu können.

‚Er schreibt eine gute Hand, ist aber im Rechnungs-‚wesen noch ganz unerfahren. Ich bin jedoch über-‚zeugt, daß er sich die ihm in letzterer Beziehung ‚fehlenden Kenntnisse unter Deiner Leitung sehr bald ‚erwerben, und bezweifle nicht, daß er unter ‚Gottes gnädigem Beistand ein brauchbarer und ‚treuer Diener der Herren Tidmans werden würde, ‚denen ich mich unter Mittheilung dieses Briefes zu ‚empfehlen bitte.

‚Ueber meine Mission hier und den Erfolg, wo-‚von sie begleitet gewesen, werde ich Dir, lieber Bru-‚der, mündlich berichten, was, so Gott will, Ende ‚dieser Woche geschehen wird.

‚In der Hoffnung, daß Du mir in der beregten ‚Angelegenheit nach Kräften gefällig sein wirst, bin ‚ich wie immer

‚Dein

‚Dich liebender Freund und Bruder

‚Ephraim Jones.'"

Nachdem der calvinistische Geistliche diesen Brief zu Ende gelesen, faltete er ihn wieder zusammen und sagte zu Hugh, welcher schweigend dasaß und mit dunkel glühenden Wangen vor sich hin schaute:

„Nun, junger Mann, darf ich annehmen, daß Du mit dem Inhalt dieses Briefes einverstanden bist und die Versprechungen, die ich darin in Deinem Namen gegeben, redlich zu erfüllen gedenkst?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Sir!" mischte Robert sich ein. „Nach meiner Ansicht sagt dieser

Brief viel zu wenig. Einen Jüngling wie Hugh, der so schöne Kenntnisse und Talente besitzt, darf man nicht auf eine Weise schildern als wenn er ein unwissender Ladenbursche wäre. Laßt," fuhr er dann zu Elias gewendet fort, „ehe Ihr diesen Brief absendet, erst mich versuchen, was ich thun kann. Ganz gewiß kann ich Hugh ein besseres Unterkommen verschaffen, als welches ihm ein solcher Brief auswirken kann."

Hugh traten, während Robert sprach, Thränen der Dankbarkeit in die Augen. Dann heftete er sie mit bittendem Blick auf seinen Bruder und sagte:

„Soll dem so sein, Elias? Soll Robert sich erst für mich bemühen und kann die Absendung dieses Briefes verschoben werden?"

„Hugh," antwortete Elias langsam, „ich bin mit diesem Brief zufrieden und einverstanden. Robert Chamberlayne," fuhr er dann mit erhobener Stimme zu seinem Vetter gewendet fort, „habe ich vielleicht so guten Grund, mit Deinem Urtheil zufrieden zu sein, daß ich mich zum zweiten Male darauf verlassen sollte?"

„Es ist gut, Morgan," entgegnete Robert rasch. „Du verstehst mich zum Schweigen zu bringen und thust es auf sehr edle Weise. Selbst um Hugh's willen kann ich weiter nichts mehr sagen."

Mit diesen Worten erhob sich Robert vom Tische.

„Ich bitte Dich, Freund Elias," mischte Ephraim Jones sich ein, „scheide nicht in Groll von Deinem

jungen Verwandten. Er meint es gut. Wenn mein Brief ihm nicht gefällt, so hat er dazu seine Gründe, die er für richtig hält. Du aber bist damit zufrieden, Elias?"

„Ja, das bin ich," antwortete Elias, „und ich hoffe, daß Hugh vor unsern Ansichten und Wünschen mehr Respect haben werde als vor denen eines Menschen, der weniger Einsicht besitzt als er selbst. Was meinst Du, Bruder Hugh?"

Hugh gab keine Antwort, folgte aber Robert, als dieser sich Kezia näherte, um ihr Lebewohl zu sagen, mit dem sehnsüchtigen Blicke eines Gefangenen, der den gehofften Befreier sich entfernen sieht.

„Leb wohl, Kezia," sagte Robert. „Ich Wolf darf nicht länger unter Lämmern weilen."

„Hugh," sagte Elias in gepreßtem, von innerer Aufregung zeugendem Tone, „ich habe von Dir noch kein Wort der Anerkennung oder des Dankes für den Dienst gehört, den unser Freund Ephraim Jones Dir leistet."

Hugh schwieg, mehr aus Kummer als aus Hartnäckigkeit, immer noch und Kezia, die sich ihm genähert, zupfte ihn am Aermel und flüsterte:

„Lieber Hugh, sage doch etwas! Bedenke, wie viel er zu tragen hat!"

Hugh drehte, dieser Mahnung folgend, das Gesicht langsam nach dem Geistlichen herum und sagte:

„Ich danke Euch, Sir, für das, was Ihr für mich gethan habt."

„Es ist gut, mein Sohn, es ist gut," rief Ephraim Jones, indem er den Arm über den Tisch herüberstreckte, um Hugh's Hand zu ergreifen. „Bruder Elias, Du verlangst zu viel von dem jungen Mann. Hätten die gefangenen Israeliten wohl dem gedankt, der ihnen den Weg aus der Verbannung gezeigt hätte?"

Robert neigte sich über Hirell's Stuhl und sagte:

„Leb wohl, Hirell!"

Sie blickte mit ihren feuchten, bekümmerten Augen zu ihm auf. Ihre Freundschaft hatte sich auf einfaches gegenseitiges Kennen und die Gewohnheit des Beisammenseins und gemeinschaftlichen Denkens gegründet.

Die Neigung, die Hirell zu Robert fühlte, glich einem Bach, der zu tief und zu rasch floß, um das Murmeln zu erzeugen, durch welches ein seichterer das Gemüth anzieht und aufregt.

Als Robert von allen Andern Abschied genommen hatte, näherte er sich Elias, der, während die Andern aufgestanden waren, noch allein am Tische saß.

„Gute Nacht, Morgan," sagte Robert, seinem Vetter die Hand bietend.

„Gute Nacht, Robert Chamberlayne," antwortete Elias, indem er die dargebotene Hand nur kalt und kurz berührte.

Robert wendete sich kurz ab, um zu gehen.

„Die Laterne!" sagte Elias zu Kezia.

Diese hielt den verlangten Gegenstand schon bereit und Niemand wunderte sich, Elias seinem Vetter folgen zu sehen, denn es war bei ihm stehende Gewohnheit, Jedem, der ihn zu später Abendstunde verließ, bis an das äußerste Gartenthor zu leuchten.

Hirell und Hugh gingen hinterdrein und begleiteten Robert noch einige Schritte über das äußere Gartenthor hinaus, während Elias mit der Laterne stehen blieb und wartete.

Als sie wieder zurückkamen, gab Elias die Laterne seinem Bruder und ging an Hirell's Seite langsam nach dem Hause zurück.

„Vater," hob diese, nachdem Beide einige Schritte schweigend zurückgelegt, an, „ich möchte Dich fragen, ob ich in einer Angelegenheit, in welcher ich gehandelt, ohne Dich um Rath zu fragen, recht oder unrecht gethan habe."

„Was meinst Du, Hirell?"

„Robert Chamberlayne forderte mich auf, sein Weib zu werden, und ich sagte, ich könnte nicht."

Was Elias auch bei dieser Mittheilung empfinden mochte, so hielt er es in der eigenen Brust verschlossen. Er sprach kein Wort, bis sie beinahe die Thür erreicht hatten, dann fragte er seine Tochter:

„Machte er diesen Antrag, ehe die Seifenblase platzte, oder nachher?"

„Er wußte bereits Alles, uns hatte er aber noch nichts mitgetheilt."

Elias sah seine Tochter mit scharfem, durchdringendem Blick an und schaute dann wie unwill=

kürlich nach der Richtung, in welcher Robert sich entfernt hatte.

„Ich dachte, als ich ihm meine Antwort gab, nur an mich allein," sagte Hirell. „Hätte er mich später, als wir Alles wußten, gefragt, so hätte ich mich vielleicht versucht gefühlt, ihm eine andere Antwort zu geben."

„Und dieß hat er vorausgesehen und deßhalb zuerst mit Dir gesprochen. Das gereicht ihm zur Ehre, Hirell. Ich werde ihm schreiben und ihm dieß sagen."

„Das soll mich freuen, Vater," antwortete Hirell dankbar.

Als sie wieder in das Haus hinein kamen, fanden sie Ephraim Jones und ihren neuen Miethsmann in einem keineswegs freundlichen Wortwechsel begriffen.

„Ich behaupte," sagte der Geistliche eben, „daß es sich für einen Christen, ja — was vielleicht bei Ihnen mehr Geltung hat — für einen Gentleman nicht geziemt."

„Ich bitte mir mein Licht aus," sagte Rymer zu Kezia.

„Was soll das heißen, Ephraim?" fragte Elias.

„Bruder Morgan," sagte der Geistliche, „habe ich nicht recht daran gethan, diesem Manne zu sagen, daß von Jedem, der unter Deinem Dache lebt, seine Anwesenheit beim Abendgebet erwartet wird?"

„Allerdings ist dieß bei mir Gesetz," antwortete Elias.

„Ja und ein Gesetz, welches Du von Niemandem übertreten lassen darfst," rief Ephraim Jones.

„Ich bitte mir mein Licht aus," sagte Rymer nochmals zu Kezia, welche dastand und zögernd von einem zum andern blickte.

„Euer Licht wollt Ihr haben?" hob Ephraim Jones wieder an. „Welches Licht soll Euch denn in einer Nacht leuchten, die nicht durch Gebet geheiligt worden?"

„Wollen wir vielleicht sofort beginnen, Freund Ephraim?" schlug Elias vor. „Mr. Rymer scheint sich gern bald zur Ruhe begeben zu wollen und es ist auch wirklich schon später als ich dachte," setzte er mit einem Blick auf die Uhr hinzu.

„Ihr seid sehr freundlich," sagte der Miethsmann; „ich bitte Euch aber, meinetwegen in Euern häuslichen Arrangements keine Aenderung zu treffen, denn ich werde mich sofort auf mein Zimmer begeben. Ich bitte mir ein Licht aus."

Und er nahm das Licht aus Kezia's Hand und sagte zu dieser:

„Seid so freundlich, mir mein Schlafzimmer anzuweisen."

Die Haushälterin sah wieder verlegen ihren Herrn an.

„Elias," sagte der Geistliche, „Deine Pflicht ist, gleich den Vätern Israel's, die Gesetze des Hauses aufrecht zu erhalten."

„Aber, Sir," mischte Hugh sich ein, „ich sollte meinen, Mr. Rymer müßte thun können, wie ihm beliebt. Er hat nicht die Pflichten eines Gastes gegen uns. Er bezahlt uns für die Wohnung, dir wir ihm hier einräumen, und wir müssen ihm daher auch völlige Freiheit zugestehen."

„Und diese Freiheit," fragte Ephraim Jones, „besteht wohl auch mit darin, daß durch seine Vermittlung der Satan Eingang in Euer Haus findet? Nimm Dich in Acht, Elias! Die Bloßstellung eines einzigen Schafes kann den Wolf in die Heerde bringen und die Nachlässigkeit eines einzigen Soldaten die ganze Besatzung verrathen."

Das Wort des Geistlichen war in Bod Elian Gesetz und Alle standen unentschlossen und verlegen da. Jeder, selbst Elias, hätte dem Miethsmann gern seinen Willen gethan, um ihn nur los zu werden, es wagte aber Niemand, ihm den Weg nach seinem Zimmer zu zeigen.

Rymer wußte ebenfalls nicht, was er thun sollte. Er stand mit dem Licht in der Hand da, hatte aber nicht die mindeste Kenntniß von der Richtung, welche er einzuschlagen hatte.

Endlich besann er sich auf Nanny und ging sofort hinaus in die äußere Küche, wo er sie gesehen.

Hirell und Kezia dankten im Stillen Gott, als sie die Beiden die Treppe hinauf gehen hörten und an der Art und Weise, wie Ephraim Jones sich in

einen Lehnstuhl warf und seine Bibel aufschlug, sahen, sie daß er den Kampf aufgegeben hatte.

„Hartnäckiger, verkehrter Mensch!“ rief er, indem er mit dem Kopf nach der Thür deutete, zu welcher Rymer hinausgegangen war. „Gott gebe nur, daß ihn in dieser Nacht bloß der Schlaf heimsuche, denn sollte der Tod über ihn kommen, dann wäre sein Stachel scharf und der Sieg des Grabes groß. Aber kommt, Freunde, kommt, Ihr müden, verwundeten Streiter; ehe wir das Schlachtfeld verlassen, um unter dem Zelt der Nacht auszuruhen, laßt uns niederknieen zu den Füßen unsers Feldherrn, ihm die Niederlagen und Siege dieses Tages bekennen und ihn bitten, daß er uns stärke zu den Pflichten des morgenden Tages.“

Nachdem das Gebet gesprochen war, ging Elias mit dem Licht voran, welches in dem Gange vor den theilweise geöffneten Schlafzimmerthüren niedergesetzt ward und für Alle dienen sollte.

So schritten sie hinter einander die breite Treppe von Eichenholz hinauf — Elias mit dem Licht voran, dann Hirell und Kezia, dann Hugh mit seinen beiden Hunden, die stets vor seiner Thür lagen. Ephraim Jones mit seiner großen Bibel in der Hand schloß den Zug.

Als er an Rymer's Thür vorbei kam, konnte er sich nicht enthalten, das Schweigen durch ein tiefes Stöhnen zu unterbrechen, was Hugh's Hunde so stutzig machte, daß sie unruhig wurden und zu

knurren begannen, bis sie durch einen Fußtritt von ihrem Herrn zum Schweigen gebracht wurden.

Rymer hörte das Stöhnen sowohl als auch das Knurren und es war ihm in seinem Schlafzimmer eben so sonderbar zu Muthe, als ihm bei der ersten Abendmahlzeit in seiner neuen wallisser Heimath gewesen war.

Sechzehntes Kapitel.

Hirell.

Es dauerte nicht lange, so stellten sich die Herbstregengüsse mit nachhaltiger Kraft ein und die langsam dahinschleichenden Tage in Bod Elian wurden noch eintöniger.

Trotz des nassen Wetters brachte der Miethsmann den größten Theil seiner Zeit außerhalb des Hauses zu, und wenn er zu Hause blieb, so mied er dennoch den Umgang mit der Familie und schloß sich in sein Zimmer ein.

Dabei war er in seinen Lebensgewohnheiten so unregelmäßig, daß er Elias nicht wenig Anlaß zu Aerger und Verdruß gab.

An manchen Tagen kam er nicht vor Mittag aus seinem Schlafzimmer, an andern wieder begegnete Elias ihm schon vor dem Frühstück auf dem Rückwege von einem weiten Spaziergang.

Dabei war er natürlich für das ganze kleine Dorf Capel Illtyd Gegenstand fortwährender Vermuthungen, und an jedem Morgen stand an dem

kleinen Postbureau eine kleine Gruppe beisammen, um die gemachten Beobachtungen auszutauschen.

Ehe Ephraim Jones abreiste, theilte Elias ihm das, was er selbst in Bezug auf Rymer beobachtet, einfach mit, ohne dabei die Gerüchte zu erwähnen, die ihm von andern Seiten zu Ohren gekommen waren.

„Mir“, antwortete der Geistliche hierauf, „ist es vollkommen klar, daß dieser Mensch mit dem Feinde der Welt im Kampfe liegt. So lange dieß der Fall zu sein scheint, habe Geduld mit ihm; glaubst Du, er habe den Sieg errungen, so ehre ihn deßwegen; bemerkst Du aber, daß er besiegt worden, so treibe ihn aus, denn der Satan wird dann durch ihn in Deinem Hause noch mehr Unheil zu stiften suchen.“

Elias war mit diesem Rath einverstanden, obschon er nicht recht wußte, wie er seinem Miethsmann ansehen sollte, in welcher Art der Fortgang seines Kampfes mit dem Erbfeind alles Guten sich gestaltete.

Uebrigens ward er nun auch durch die schweren Pflichten und Arbeiten seines Hauswesens und seiner Feldwirthschaft so in Anspruch genommen, daß ihm zu dergleichen Beobachtungen nur wenig Zeit blieb.

Mit den andern Bewohnern von Bod Elian war dasselbe der Fall.

Kezia war mit den — dießmal sehr bescheidenen — Zurüstungen zu Hugh's Abreise beschäftigt.

Hugh hatte sich vorgenommen, seinem Bruder bei den Erntearbeiten noch tüchtig an die Hand zu gehen, war aber unruhig und zerstreut, wie die meisten

Menschen am Vorabend einer großen Veränderung zu sein pflegen. Elias hatte jedoch Geduld mit ihm und sagte ihm nie, daß er mehr hinderte als nützte.

Elias Morgan's größte Sorge war Hirell. Der Gedanke an sie war es, der oft des Nachts den Schlaf von seinen doch so müden Augen verscheuchte und seine kärgliche Ernte ihm noch bitterer machte.

Seine Tochter litt an Körper und Geist. Er sah dieß und hatte es von dem Tage an gesehen, wo sie alle von dem schweren Schlage getroffen wurden. Dennoch beklagte sie sich nie; sie weinte nicht, und wenn sie zuweilen in ungeduldigem Tone sprach, so geschah es nicht über ihre Armuth, sondern darüber, daß Kezia sich zu besorgt um sie zeigte.

Zuweilen, wenn Elias mit seinem kleinen, mit magern Garben beladenen Erntewagen das Feld herauf nach dem Hause gefahren kam, sah er Hirell zwischen den Bäumen des Gartens in Gedanken versunken stehen. Er hätte seinen besten Acker darum gegeben, wenn er gewußt hätte, w a s f ü r Gedanken es waren, die seine Tochter beschäftigten.

Machte sie ihm vielleicht im Stillen Vorwürfe darüber, daß er sie die Früchte ihres kurzen Wohlstandes allzu reichlich hatte genießen lassen?

Eines Tages kam Nest Lloyd, die Tochter des Pfarrers, welche seit jenem Unglückstage sie zwei- oder dreimal besucht, wieder und ließ einige Bücher für Hirell da.

Als sie fort war, griff Elias sofort nach den

Büchern, sah den Titel an und warf sie dann mit heftiger Geberde wieder auf den Tisch.

„Wie?“ rief er. „Das Kind eines Dieners des Evangeliums räth Dir, solche Bücher zu lesen? Es sind Romane — Werke von Menschen, welche glauben, die Welt habe noch so viel Mangel an Ruchlosigkeit und Eitelkeit, daß sie durchaus noch mehr ersinnen müßten. Hirell, Du wirst diese Bücher nicht lesen.“

„Gut, Vater“, stimmte Hirell im Tone der Ermattung bei.

Elias fühlte sich schmerzlich berührt, daß Hirell kein Interesse mehr für etwas zu haben schien. Er war beinahe schwach genug, zu wünschen, daß sie ihn bitten möchte, ihr zu erlauben, eins dieser Bücher zu lesen. Dennoch aber und wie um seiner eigenen Schwäche zu gebieten, sagte er:

„Solche Bücher sind sehr schädlich.“

„Dann ist es schade, daß einige davon so schön zu lesen sind“, antwortete Hirell.

„Dein Gemüth scheint schon dadurch verdorben worden zu sein, denn sonst würdest Du das nicht denken“, sagte ihr Vater.

„Das ist wohl möglich“, entgegnete sie in wehmüthigem Tone, aber ganz einfach und ohne den mindesten Anflug von Ironie.

„Findest Du wirklich Vergnügen daran, dergleichen Sachen zu lesen?“ fragte Elias.

„So lange ich lese — ja“, antwortete Hirell. „Zwei oder drei dieser Bücher haben mir den größten

Genuß bereitet, den ich je in meinem Leben gehabt; jedenfalls aber ist das Paradies, in welches man dadurch versetzt wird, ein trügerisches, denn das Leben ist mir dann um so öder und schaaler erschienen. Auf alle Fälle weiß ich, daß ich dadurch nur noch trauriger gestimmt worden bin, und ich weiß daher, daß es für mich besser ist, diesem Zeitvertreib ganz zu entsagen."

Die Bücher wurden demgemäß ungelesen zurückgeschickt.

Eines Morgens saß Elias an seinem Schreibpult in dem kleinen engen Wohnzimmer, als die Thür sich öffnete und schloß und er, obschon er keinen Tritt auf dem Teppich gehört, wußte, daß Hirell neben ihm stand.

„Hast Du sehr nothwendig zu thun, Vater? Oder kann ich mit Dir sprechen?" fragte sie.

Elias schob mit fast zitternder Hand seine Papiere auf die Seite. Es war etwas sehr Ungewöhnliches, daß Hirell ihn in dieser Weise aufsuchte.

„Ja wohl, Hirell", antwortete er, indem er sich halb nach ihr herumdrehte.

Sie setzte sich auf einen der alten mit Roßhaar überzogenen Stühle und fiel in ihre gewohnte unnachahmlich anmuthige Attitude, indem sie den Ellbogen in die eine Hand und das Kinn in die andere stützte.

„Vater", sagte sie, „Ephraim Jones sprach mit mir am Abend vor seiner Abreise und sagte, ich

sollte unter die Leute gehen und mir mein Brod selbst verdienen."

Elias suchte verlegen in seinen Papieren herum und sagte nach einer Weile:

„Nun, Hirell, und?"

„Ich habe eben darüber nachgedacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß es wirklich gut sein würde, wenn ich diesen Rath befolgte."

„Dann wünschest Du also fortzugehen, Hirell?" fragte Elias langsam.

„Ja, ich wünsche es sehr."

„Aber warum glaubst Du, Hirell, daß es für Dich besser sein würde, fortzugehen, als hier zu bleiben?"

„Ich habe viele Gründe, dieß zu glauben; der Hauptgrund aber, aus welchem ich fort möchte, ist —"

„Nun?" fragte Elias, als seine Tochter stockte.

„Ich möchte sehen", antwortete sie, „ob das Leben überall so öd und schaal und dem schönen Leben in Büchern so unähnlich ist wie hier."

„Nein", sagte Elias, indem eine schwache Röthe in seinen Wangen emporstieg, „das ist es nicht. Dafür kann ich bürgen, Hirell. Du könntest weit gehen ohne ein Haus zu finden, welches so armselig wäre, wie das Deines armen Vaters gerade jetzt ist. Ich kann mich nicht wundern, daß Du es zu verlassen wünschest."

„Nein", rief Hirell, „nein, Vater, das ist es nicht — das ist es nicht. Was mir fehlt, kann ich Dir nicht sagen. Ich möchte wissen, was falsch und unrichtig ist — ob die Dinge, von welchen ich lese und woran ich denke, oder dieses traurige Leben, welches wir alle hier führen."

Elias stemmte die Ellbogen auf das Schreibpult und die Stirn auf die Hand.

Nach einer Weile schaute er mit ernstem Blick wieder empor und sagte:

„Ich glaube Hirell, Du hast Gedanken, die ich nicht verstehe, nicht weil sie zu thöricht, sondern weil sie zu tief sind. Deßhalb wird es gut sein, wenn ich Dich selbst entscheiden lasse, ob Du bleiben oder gehen sollst. Wenn Du glaubst, daß es zu Deinem Besten sei, zu gehen, so gehe, aber —"

Die Thränen traten ihm in die sonst so trockenen Augen. Er wendete sich langsam von seiner Tochter ab und setzte hinzu:

„Aber es thut mir leid, denn ich bedarf Deiner — ich bedarf Deiner."

Hirell's Augen strömten über von ruhigen großen Thränen.

Dann kniete sie vor ihm nieder und legte ihre gefalteten Hände auf sein Knie.

„O Vater", sagte sie, „wie weise Du bist! O, welche Weisheit hat Gott Dir gegeben! Du hast

plötzlich Licht in meine Finsterniß gebracht. Du hast mir gezeigt, was mir fehlte."

„Und was war es?"

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und legte ihre nasse Wange an seine Brust, indem sie mit tiefinniger Freude flüsterte:

„O, Vater, es fehlte mir nichts als die Ueberzeugung, daß Du meiner bedarfst."

Siebzehntes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Der früheste Tritt, welcher am nächsten Morgen in Bod Elian die Treppe herunterkam, war der Hirell's.

Sie hatte die ganze Nacht durchwacht und darüber nachgedacht, mit welcher Kraft und Willensstärke ihr Vater den Schicksalsschlag ertragen, der sie selbst beinahe zu Boden geworfen hatte.

Wie geduldig und muthig hatten auch alle übrigen Bewohner des Hauses ihre vermehrte Last auf sich genommen!

Der arme Hugh sollte unerfahren und unvorbereitet wie er war in die Welt hinausgestoßen werden, um sich, so gut er könnte, selbst fortzuhelfen.

Kezia verdiente, abgesehen davon, daß sie jetzt in Folge von Hirell's Unthätigkeit mehr Hausarbeit verrichten mußte als sonst, einige Pence wöchentlich damit, daß sie Strümpfe für das Postbureau in Capel Illtyd strickte, und entwickelte in dieser kleinen Privatindustrie solchen Eifer, daß Hirell sie einmal

sogar im Schlafe hatte die Finger bewegen sehen, als ob sie ihre Stricknadeln handhabte.

„Und ich", dachte Hirell, „ich habe seit jenem unglücklichen Tage weiter nichts gethan, als daß ich die geringe Arbeit, die ich früher verrichtet, versäumt und dadurch die Last der Andern um so drückender gemacht habe."

Dann drängte sich ihr ganz natürlich die Frage auf:

„Was kann ich thun?"

Sie sehnte sich, Allen recht nützlich zu sein. Sie fühlte sich im Stande, eine heldenmüthige Aufgabe zu lösen, dafern man ihr nur eine solche stellte. Dabei aber erkannte sie auch zugleich die Gefahr, wovon ein solcher Traum begleitet sein würde, wenn sie sich dadurch abhalten ließe, die kleinen unbedeutenden Pflichten, in deren Verrichtung sie geübt war, mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß zu erfüllen.

Als sie am Morgen in ihren kleinen am Fensterrahmen befestigten Spiegel schaute, äußerte der Anblick ihres Gesichts, dessen Schönheit durch den in ihr erwachten Enthusiasmus gleichsam verklärt ward, eine seltsame Wirkung auf sie.

Sie betrachtete dieß als einen Beweis, daß die Reinheit und das Licht, die ihr als einer Auserwählten angehört, noch in ihrem Gemüth lebten, und daß ihre Arbeiten im Hause, so bescheiden und gering dieselben auch sein mochten, von Gott gesegnet werden sollten.

Mit nackten Füßen, und ihre plumpen Holzschuhe

im Arme tragend, damit ihre Tritte auf der hölzernen Treppe die müden Schläfer nicht störten, trat sie aus ihrem Zimmer frisch, hell, geräuschlos wie die Sonnenstrahlen an den alten steinernen Mauern, und scheuchte, indem sie dieß that, einen gewissen unruhigen Geist, der langsam seine Thür öffnete, um aus dem Hause zu entschlüpfen, in sein Zimmer zurück.

Sie sah ihn nicht, sondern setzte sich auf den alten Fenstersitz der Treppe und schaute hinaus auf die von der Sonne beschienenen Felder ihres Vaters und wunderte sich jetzt, wie sie jemals den Wunsch hatte hegen können, diese Umgebung zu verlassen.

Leise ging sie vollends die Treppe hinunter und zum Hause hinaus auf das viereckige kleine flache Feld, wo die Kühe an der Mauer standen und auf Nanny warteten, um gemolken zu werden.

Fröhlich wie ein Kind lief Hirell dem frischen Morgenwind entgegen auf die Kühe zu, die sie liebkoste und jede bei ihrem Namen nannte.

Früher als man in Bod Elian nur von Armuth und angestrengter Arbeit gewußt, hatte Hirell der Magd Nanny beim Melken mitgeholfen; von dem Tage an aber, wo die Kunde von der zu erwartenden Erbschaft eingetroffen war, hatte Hirell diese Arbeit, die sie überhaupt stets ungern verrichtet, aufgegeben und sich nun mit andern und ihr weit angenehmeren Dingen beschäftigt.

Auch dann, nachdem der schöne Traum in Nichts zerronnen, hatte sie sich nicht wieder zu dieser Verrichtung bequemt und die Andern hatten, da sie ihr

trübes Auge und ihre bleiche Wange sahen, sie nicht weiter dazu gedrängt. Nur Nanny murrte darüber, obschon bloß im Stillen, denn nur ein einziges lautes Wort darüber zu Hirell oder zu Elias zu sagen, hätte sie um Alles in der Welt nicht gewagt.

Als sie aber heute Morgen sich die Augen rieb und an der gewohnten Stelle nach ihren beiden Blecheimern umsah, konnte sie dieselben nicht finden und wollte eben sich in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken über die verwegene Hand aussprechen, welche diese Gefäße wegzunehmen sich erdreistet, als sie dieselben ein wenig seitwärts bereits mit Milch gefüllt dastehen sah.

Ueberrascht blickte sie nach dem kleinen Fenster empor und sah hier ein Gesicht, welches mit sanftem, nachdenklichem, vergnügtem, reuigem Ausdruck auf sie herabsah.

Die kleine Hand, welche das Kinn stützte, war roth von der verrichteten Arbeit und die schneeige Stirn feucht unter dem braunlockigen Haar, welches von dem Reiben an den feisten Flanken der Kühe in Unordnung gekommen war.

Nanny's Gesicht gewann auf einmal den Ausdruck zärtlicher Bewunderung und Zuneigung.

„Ja, ja", sagte sie auf Wallisisch, „man hat recht daran gethan, Euch Hirell zu nennen."

„Nein, Nanny", entgegnete die Angeredete, „dieser Name ist zu heilig für mich. Wie kann man mich einen E n g e l nennen! Was müssen wirkliche Engel denken, daß ich diesen Namen auch behalte!

Also Nanny", fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „von nun an werde ich mein Tagewerk wieder wie sonst verrichten, und wenn ich des Morgens nicht von selbst aufwache, so wecke mich nur."

Und mit diesen Worten verschwand das holde Antlitz vom Fenster — der Lichtstrahl war Nanny's Augen entschwunden.

Als Kezia aus ihrer Schlafkammer herunterkam, war sie, eben so wie es Nanny gewesen, nicht wenig erstaunt, das Frühstück fertig aufgetragen zu finden.

„Aber Hirell, liebes Kind, das solltet Ihr nicht thun", sagte sie. „Was würde Euer Vater sagen? Er will nicht, daß Ihr schwere, anstrengende Arbeit verrichtet."

„Eben kommt er; wir wollen ihm entgegengehen, Kezia."

Elias, der eben von einem ziemlich entfernten Feld, auf welchem der Pflug thätig war, zurückkam, sah die beiden Mädchen sich nähern und der schöne frische Morgen schien noch schöner und frischer zu werden. Es war ein leichter, schnell vorübergehender Regen gefallen und unmittelbar auf denselben prachtvoller Sonnenschein gefolgt, so daß es aussah, als ob Juwelen vom Himmel herabgefallen wären.

Hirell kam lachend auf ihren Vater zu und schüttelte die Nässe von dem breitkrämpigen Hut, den sie beim Verlassen des Hauses aufgesetzt.

„Welch ein herrlicher Morgen, Vater!" sagte sie in heiterem Tone, welcher Elias mit Freude erfüllte. „Das alte Jahr muß zum zweiten Male zum Kinde

geworden sein, denn es lächelt durch Thränen, wie der April.

Mr. Rymer stand an der Thür und sah die Drei kommen. Er hatte eine unruhige Nacht zugebracht und war froh, daß der Tag da war.

Er ward von jeder der drei nahenden Personen mit charakteristischem Blick und Gruß begrüßt.

Der Blick seines Wirthes war eben so kurz und eng wie sein „guter Morgen", Kezia verrieth Theilnahme und Besorgniß über Rymer's bleiches, verändertes Gesicht, und Hirell's Augen blickten mit der bescheidenen Keckheit vollkommener Gleichgültigkeit in die seinen.

Nach dem Frühstück hörte er sie bei ihrer Hausarbeit singen und diese Singstimme, die er heute zum ersten Male vernahm, schien ihm die lieblichste zu sein, die er jemals gehört.

Achtzehntes Kapitel.

Der Wanderer.

Eines Abends gingen Hugh und Kezia, die Kapelle in Aber zu besuchen. Sie wollten hier bei einigen Freunden übernachten und den nächstfolgenden Tag einige Möbels, welche Kezia, die früher an diesem Ort gewohnt, noch hier stehen hatte, einpacken, um damit Rymer's Zimmer in Bod Elian auszustatten.

Hirell und ihr Vater hatten einen ruhigen Abend mit einander verbracht, denn der Regen hatte sich mit vermehrter Heftigkeit eingestellt und aller Arbeit im Freien ein Ende gemacht.

Sie saßen an dem einen Ende des langen Küchentisches.

Elias las und Hirell strickte.

Ein Talglicht hatten sie nicht brennen; ihre Mittel gestatteten ihr nicht mehr den Luxus eines solchen. Auf dem Tische zwischen ihnen aber stand ein seltsamer kleiner Apparat, der in einer Art Zange einen

Binsenhalm hielt, der in gewöhnlichem Schweinefett getränkt worden.

Wenn ein Halm verbrannt war, was binnen wenigen Minuten geschah, so nahm Elias aus einem kleinen Bündel, welches ihm dicht zur Hand lag, einen andern, zündete ihn an uud ersetzte den verbrannten. Er that dieß auf so geschickte und präcise Weise, daß Hirell der raschen Bewegung ihrer Nadeln aus Mangel an Licht niemals Einhalt zu thun brauchte.

Als der Regen immer noch fortfuhr, an das lange niedrige Fenster zu schlagen, richtete Elias mit unruhiger Miene den Kopf empor.

„Weißt Du gewiß, Hirell", frug er, „daß Mr. Rymer nicht in seinem Zimmer ist?"

„Ja wohl", antwortete sie; „die Thür steht offen. Man kann im Vorbeigehen hineinsehen."

„Er wird aber doch jetzt unter Dach und Fach sein."

„Ich hoffe es", sagte Hirell.

„War das die Hausthür? Ja — horch — ich glaube, er ist herein", sagte Elias.

Sie horchten, vernahmen Fußtritte, einen lauten Ausruf von Nanny und dann ein schwaches fieberhaftes Aechzen.

„Mein Gott! Es brennt wohl kein Feuer in seinem Zimmer?"

„O geh, Vater!" sagte Hirell. „Er ist sehr krank."

Elias erhob sich und ging rasch in die äußere Küche hinaus. Der Binsenhalm brannte zu Ende

und Hirell, welche versäumte, einen frischen anzuzünden, sah sich im Finstern.

Sie ging einige Schritte nach der geöffneten Thür und horchte.

Sie hörte, wie ihr Vater durch die Küche ging und dann stehen blieb. Dann hörte sie seine Stimme klar und deutlich sprechen:

„Geht auf Euer Zimmer, Sir, und zieht diese nassen Sachen aus. Ich will selbst kommen und Feuer anzünden."

„Ich kann nicht — ich kann mich nicht rühren", entgegnete die matte schaudernde Stimme. „Laßt mich ruhig sitzen. Ueberlaßt mich mir selbst."

„Nein, das werde ich nicht", entgegnete Elias in strengem Tone. „Ich habe Euch nur schon zu lange Euch selbst überlassen. Ihr ruinirt Euch ja förmlich. Ich werde Euch in meinem Hause ebensowenig gestatten, mit Eurem eigenen Leben zu spielen, als ich Euch erlauben würde, dieß mit dem eines Andern zu thun."

Gleich darauf kam Elias zu seiner Tochter zurück.

„Zünde mir die Laterne an, Hirell", sagte er. „Ich muß sogleich Gwen satteln und nach Jan-y-Llyn reiten, um Dr. Robarts zu holen."

„Dann ist er wohl also sehr krank, Vater?"

„Nie habe ich Jemand elender gesehen — rasch, Hirell — schicke Nanny hinaus, damit sie mir helfe."

Nach wenigen Minuten hörte sie Gwen's raschen, sichern Trab auf der nassen Straße.

Dann kam Nanny wieder herein und begann Holz zu spalten, um dem Befehle ihres Herrn gemäß in dem Zimmer des Miethsmannes ein tüchtiges Feuer anzuzünden.

Plötzlich rief sie:

„Miß Hirell! Miß Hirell!"

Die Gerufene eilte in die Außenküche hinaus und sah auf der langen hölzernen Bank am Kamin eine wie hülflos zusammengeduckte Gestalt sitzen und sich hin- und herwinden.

Rymer hatte nämlich versucht, aufzustehen, war aber vor Schmerz und Erstarrung mit einem Stöhnen der Ungeduld und Verzweiflung wieder zurückgesunken.

Hirell wußte nicht, was sie beginnen sollte, denn sie besaß in Bezug auf Krankenpflege nicht die mindeste Erfahrung. Dennoch sagte sie:

„Ich glaube, Nanny, es wird, da Mr. Rymer nicht im Stande zu sein scheint, sich sofort auf sein Zimmer zu begeben, am besten sein, wenn Du hier Feuer anmachtest.

Nanny that dieß, Rymer drehte sich, so wie die Wärme ihre wohlthätige Wirkung zu äußern begann, weiter nach dem Feuer herum, blickte mit seinen tief eingesunkenen Augen zu Hirell auf und stammelte:

„Ich danke! ich danke!"

Hirell hatte, abgesehen von den gewöhnlichen Begrüßungen beim Begegnen, noch nie ein Wort mit ihm gesprochen, jetzt aber sagte sie:

„Wahrscheinlich seid Ihr den ganzen Tag bei

diesem Regen im Freien umhergewandert. Die Abende sind jetzt schon sehr kalt."

Rymer lauschte den Klängen der wohllautenden Stimme, die einen fast noch erwärmenderen Einfluß auf ihn zu äußern schien als das Feuer. Doch sagte er nichts.

Hirell stellte sich mit ihrem Strickstrumpf auf die eine Seite des Kamins, während Nanny auf der andern stand und sich von Zeit zu Zeit bückte, um herabfallende Brände aufzuheben und wieder zurück auf das Feuer zu werfen.

Alle schwiegen. Nur das Knistern des Feuers und dann und wann ein Seufzer von Rymer unterbrach die Stille.

Auf diese Weise verging über eine Stunde.

Endlich kam Elias wieder zurück, aber allein.

Dr. Robarts war nach den Kohlengruben des Herzogs von Cornwall geholt worden, wo am Tage vorher ein Unglücksfall sich ereignet hatte.

Elias erzählte dieß und sagte dann zu Rymer:

„Eher als morgen früh kann der Doctor Euch nicht besuchen, Sir, und es wird daher am besten sein, wenn Ihr mir erlaubt, Euch auf Euer Zimmer zu bringen."

Mit diesen Worten half er dem Kranken auf und stützte ihn mit seinem starken Arm, während er seine steifen, schmerzenden Glieder durch das Zimmer schleppte.

Hirell sah ihm nach und erwartete mit kindischer

Begier wenigstens ein Wort des Abschieds oder einen Blick; der Kranke drehte aber gar nicht einmal den Kopf herum.

„So ein ungehobelter Engländer!" rief Nanny, welche die getäuschte Erwartung ihrer jungen Herrin wohl bemerkte. „Jeder nur einigermaßen manierliche Hund wedelt mit dem Schwanze, diese Engländer aber — pfui!"

Und sie schleuderte mit der Geberde unaussprechlicher Verachtung die nassen Stiefel des Miethsmannes durch einen Fußstoß auf die Seite.

Elias gab seinem Patienten eine Tasse heiße Fleischbrühe zu trinken und kam nach etwa einer halben Stunde mit der Meldung herunter, daß er fest eingeschlafen sei.

In dieser Beziehung hatte Mr. Rymer ihn jedoch getäuscht und die Augen bloß in der Hoffnung geschlossen, sich auf diese Weise seines rauhen improvisirten Arztes zu entledigen.

Kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, so richtete der Kranke sich auf seinem Ellbogen empor und begann etwas in seinen neben ihm liegenden Kleidern zu suchen.

Aus einer Tasche zog er ein kleines Briefchen und legte sich dann, die Augen darauf heftend, als ob er die ihm bereits bekannten Worte trotz der Finsterniß noch einmal lesen könnte, auf seinen Pfühl zurück.

Es war dieß das Briefchen, welches Katharine, die durch seine fortwährende Nähe auf's Aeußerste

geängstet ward, ihm geschrieben und selbst gebracht hatte.

Als er nämlich einmal, wie er fast alle Tage zu thun gepflegt, an der äußern Umfassungsmauer von Dola Hudol stand, hörte er Katharine sich von der andern Seite her nähern und stehen bleiben.

Sofort hob er sich, auf die Arme gestützt, an der niedrigen Mauer empor und flüsterte:

„Katharine, ich kann diese Ungewißheit nicht länger ertragen. Ich muß es wissen. Wie begegnet er Dir? Hatte er mich gesehen? Du bist todtenbleich, Katharine. Hatte er mich gesehen? Läßt er Dich dafür büßen?“

Katharine neigte ihr bleiches Antlitz ein wenig vorwärts, er streckte die Hand nach ihr aus, bei dieser Bewegung aber zuckte sie zusammen, drehte sich rasch herum und verschwand hinter einer Baumgruppe. Sollte er sie nie wiedersehen?

Plötzlich kam sie wieder zum Vorschein. Sie näherte sich abermals der Mauer, entfernte sich jedoch eben so schnell wieder, ohne ein Wort zu Rymer zu sprechen, ja ohne ihn auch nur anzusehen.

Nur dieses kleine Briefchen ließ sie auf der Mauer zurück.

Es enthielt wenige Worte und diese waren obendrein nicht von der Art, daß sie ihm Trost gespendet hätten. Sie scheuchten ihn vielmehr hinweg von dem einzigen Orte, der für ihn auf der Welt Interesse hatte.

„Ich weiß nicht, was mein Gatte weiß oder

denkt", schrieb Katharine. „Er ist gütig und freundlich, aber trotzdem anders als er früher war. Diese Ungewißheit tödtet mich. Wenn Du Mitleid mit mir hast, so halte Dich fern von hier. Befreie mich von der fortwährenden Angst, die Deine Nähe hier mir verursacht. Ich bin ohnehin elend genug."

Mehrere Tage lang hielt Rymer sich fern von den Mauern und Fenstern von Dola Hudol. In Sturm und Regen wanderte er im Gebirge umher und kehrte erst, als er sich im letzten Stadium der Erschöpfung befand, nach Hause zurück.

Während er dann am Kaminfeuer saß und zusah, wie Hirell's fünf Stricknadeln im Scheine desselben glitzerten, senkte sich einer jener Momente des Friedens und der Ruhe auf ihn herab, welche, auf zuweilen unerklärliche Weise, selbst dem gequältesten Märtyrer beschieden sind.

Er bedachte, welche freundliche, liebevolle Begegnung er seit seinem Verweilen in Bod Elian namentlich von Kezia und Hugh erfahren, und gewann die Ueberzeugung, daß nicht bloß Elias, trotz seines rauhen Gebahrens, sich mit warmer Freundlichkeit und Menschenliebe für ihn interessirte, sondern daß dieß auch von dem Mädchen geschah, dessen Schönheit eine fast überirdische zu nennen war.

„Wie lautet ihr seltsamer Name?" fragte er sich und beantwortete sich diese Frage selbst mit Hülfe der Erläuterung, welche Robert Chamberlayne ihm gegeben:

„Hirell — Lichtstrahl — Engel!"

Neunzehntes Kapitel.

Ein walliser Alterthumsforscher.

Als Hirell und Kezia am nächstfolgenden Morgen dem von seiner Arbeit auf den im Thalgrunde liegenden Feldern heimkehrenden Elias entgegengingen, fragten sie ihn beide besorgt nach dem Befinden ihres Miethsmannes.

Elias antwortete, Mr. Rymer scheine ein, wenn auch nicht gerade gefährliches, doch tüchtiges und vielleicht nicht schnell vorübergehendes Fieber zu haben. Uebrigens verhalte er sich jetzt ruhig und habe sich bereit erklärt, Dr. Robarts zu empfangen, sobald dieser komme.

„Er ist im Grunde genommen ein guter Mensch", setzte Elias hinzu. „Er bat mich wie ein Kind, den Fenstervorhang aufzuziehen, damit er von seinem Lager aus die Aussicht auf Criba Ban hätte."

Hirell und Kezia warfen beide einen Blick auf Rymer's kleines Fenster und dann auf den Berg, der, wie ein König, alle andern überragte, und beide

kamen dahin überein, daß Gedanken, die so hoch klimmen könnten, nothwendig gut sein müßten.

Hirell sagte sich überdieß im Stillen, daß diese Gedanken sich schwerlich begnügen würden, auf dieser Höhe zu bleiben, denn eine gewaltige Treppe von Schneestufen bahnte ihnen den Weg in noch höhere Regionen und der Morgenhimmel öffnete seine unergründlichen blauen Tiefen.

Hugh sollte heute zum letzten Male vor seiner Abreise nach London mit der Familie frühstücken.

Den von Ephraim Jones getroffenen Arrangements zufolge sollte er in das Comptoir der Firma Tidmann eintreten und seine Wohnung bei einem befreundeten Methodisten in der Nähe der Kapelle nehmen, in welcher Ephraim Jones selbst predigte.

Obschon er erst am Abend abreisen sollte, so standen doch seine beiden kleinen Koffer und die alte Harfe schon eingepackt und mit „London“ signirt in der Hausflur.

Im Laufe des Vormittags kam der Flurschütz von Dola Hudol im Auftrage seines Herrn, der sich gegen Hugh stets sehr freundlich bewiesen und ihn jetzt auffordern ließ, nicht abzureisen, ohne ihm vorher einen Abschiedsbesuch gemacht zu haben.

Hugh mußte demgemäß einen der Koffer wieder auspacken und seine besten Kleider anziehen, um auf eine halbe Stunde in das „große Haus“ hinunter zu gehen.

Als er hier ankam, wies man ihn in das Bibliothekzimmer und sagte ihm, er solle sich hier

einstweilen die Zeit mit der Harfe oder mit dem Ansehen von Büchern vertreiben, bis Mr. Rhys sich bei ihm einfinden würde.

Hugh ging, sobald er sich allein sah, mit geräuschlosen Tritten nach dem ihm wohlbekannten Winkel des Zimmers, wo die Harfe auf einer kleinen Estrade stand.

Er setzte sich und begann mit seiner wirklich virtuosenhaften Fertigkeit eine freie Phantasie, in welcher er die Gefühle auszudrücken versuchte, die jetzt, beim Abschied von der Heimath, sein Herz bewegten.

Mr. Rhys hörte die wundervolle, mächtig ergreifende Improvisation durch die geöffneten Thüren der Zimmer hindurch, während er in dem seinigen saß und die Times las. Er legte das Blatt weg, um mit ungetheilter Aufmerksamkeit zuzuhören.

Seine Gattin saß nicht weit von ihm, mit dem Copiren eines verschossenen kleinen Oelgemäldes, eines seiner geschätztesten Familienerbstücke, beschäftigt. Sie löste ihre Aufgabe mit so viel Erfolg und Geschick, daß ihm dieß großes Vergnügen bereitete, und dieß hatte auf sie selbst eine so angenehme Rückwirkung, daß ihr Antlitz jetzt den Ausdruck der Ruhe, ja fast des Glückes hatte.

Auch sie hörte Hugh's schönes Spiel und warf ihrem Gatten einen lächelnden Blick zu, durch welchen sie ihren Beifall und das Talent seines Schützlings aussprach.

Es war nicht sowohl Genuß an der Musik, als

vielmehr Verehrung des Nationalinstrumentes, das Hugh spielte, was sich in den Zügen des Nachkommen der walliser Fürsten aussprach, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit halbgeschlossenen Augen zuhörte.

Sein Gesicht war jetzt ein eigenthümlich schmales, mußte aber früher, als die Wangen voller gewesen, eine vollkommen ovale Form gehabt haben. Die Augen waren groß und fast schwarz und die Nase und der Mund zeigten, frei von Schnurrbart, noch die edeln graziösen Umrisse, welche man auf einem so alten Gesicht nur höchst selten sieht.

Das noch dichte eisengraue Haar ließ die gewölbte, fast zu breite Stirn frei, die Augenbrauen waren schön gezeichnet und schwarz und ein Bart von patriarchalischen Dimensionen bedeckte das schmale Kinn und ragte bis tief auf die breite Brust herab.

Hugh's sanfte, ferne Musik schien den Alterthumsforscher in tiefe Betrachtungen zu versenken.

„Wie gut dieser Knabe spielt!“ sagte Mrs. Rhys, mehr mit sich selbst als mit ihrem Gatten sprechend, denn sie erwartete kaum, daß er sie hören würde. Gleichwohl ward beim Klange ihrer Stimme sein träumerisches und etwas melancholisches Gesicht, ohne nach ihr herumzublicken, aufmerksam und gewann einen ängstlichen, gewissermaßen forschenden Ausdruck.

Es glich dem Gesicht eines Richters, welcher fühlt, daß er die unbedeutendste Geberde, jedes Wort, jeden Ton und jeden Blick eines Gefangenen wägen

muß, um Indicien für das Urtheil zu gewinnen, welches über Leben oder Tod entscheiden soll.

Katharine hatte sich an diesen über ihr schwebenden Richterspruch gewöhnt. Sie hatte dieß gefühlt und gelitten von dem Augenblick an, wo Cunliff sie nach jener letzten Unterredung am Jungfernsee verließ und sie ihrem Gatten allein entgegenging.

Dieser hatte von jener Minute an bis jetzt, wo sie mit einander Hugh's Harfenspiel zuhörten, noch keine Spur von Verdacht zu erkennen gegeben.

Dennoch wußte sie, was in seinem Gemüth vorgegangen war, so gut als ob er es ihr mit Worten erzählt hätte.

Er hatte am Tage seiner Rückkehr sie mit Jemanden sprechen hören und der Umstand, daß er sie dann doch allein traf, hatte ihn sehr überrascht. Er hatte darauf gewartet, eine Erklärung von ihr zu hören und ihr fortgesetztes Schweigen über diesen Punct bereitete ihm Schmerz.

Als sie jetzt von ihrer Arbeit zu dem halb abgewendeten Antlitz ihres Gatten emporblickte, fragte sie sich, wie lange dieß dauern könne, wie lange sie dieß beide tragen könnten.

Und wie mußte es enden?

Mußte sie sich ihm zu Füßen werfen und ihm Alles sagen, ehe für eins, wie für das andere wieder Frieden vorhanden sein konnte?

Wenn er ihr nun nicht glaubte oder nicht verzieh, wie gestaltete sich ihr Leben dann?

Durfte sie ihre Gedanken wohl dem Manne ver-

schweigen, der ihr so viel Vertrauen geschenkt, der sie so innig liebte?

Ja, sie mußte ihre Hoffnung auf ihren eigenen Muth, ihre Geduld und auf die Zeit setzen. Ein Geständniß auf die Gefahr hin, daß die Wahrheit bezweifelt worden wäre, war ein zu gewagter Wurf.

Ihr innigster Wunsch war jetzt, etwas zu thun, was ihm angenehm wäre. Sie wünschte ihm vorspielen zu können, wie Hugh, oder ihm bei seinen Uebersetzungen im Wallisischen an die Hand zu gehen, wie dieß zeither von demselben jungen Manne geschehen war. Leider aber war sie mit seiner geliebten Sprache und allen den Dingen, für die er sich am meisten interessirte, gänzlich unbekannt.

„Ich beklage es sehr, daß Dein gewandter Secretair fortgeht, Owen", sagte sie, indem sie sich tief über ihre Malerei neigte. „Ich hatte mich schon fest entschlossen, Dich zu bitten, mich von ihm im Wallisischen unterrichten zu lassen."

Das ernste Gesicht des Alterthumsforschers ward von plötzlicher Freude und Ueberraschung verklärt und er sagte:

„Zweifelst Du an meiner Fähigkeit oder meiner Geduld, daß Du nicht mich für fähig hältst, Dein Lehrer zu sein, Katharine?"

„An meiner Fähigkeit und Deiner Geduld", entgegnete sie lächelnd.

„Ich glaube nicht, daß viele Experimente dazu gehören würden, um alle Zweifel in dieser Beziehung zu heben — wünschest Du es ernstlich und wirklich?"

„Nicht bloß ernstlich, sondern mit Begierde, Owen. Willst Du mein Lehrer sein?“

Und sie legte den Pinsel weg und sah ihn mit sehnendem, thränenvollem, aber festem Blick an — einem Blick, der zu erklären schien, wie noch viel mehr sie mit Freuden thun würde, wenn es ihr möglich wäre, dadurch die Wolke zu verscheuchen, die sich zwischen sie gesenkt.

Der Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Stimme ergriffen ihn tief.

Er erhob sich und ging zu ihr.

„Sonst“, sagte er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte, „war es Sitte, daß der Schüler dem Lehrer die Hand küßte. Gestatte mir, diese Sitte sozusagen umzudrehen, Katharine, und Dir von ganzem Herzen zu danken.“

Sie lächelte fast ganz in der alten heiteren Weise, ließ ihre Hand durch seinen Arm gleiten und sagte:

„Und nun darfst Du Hugh Morgan nicht länger warten lassen. Erlaubst Du, daß ich mitkomme? Ich möchte ihm gern danken, daß er im vergangenen Jahre mir so oft vorgespielt hat, und dann will ich ihm auch ein kleines Andenken geben, damit er nicht sagen könne, sein Gönner habe eine knauserige Engländerin zum Weibe.“

Hugh hörte die Stimme der Sprechenden und brachte seine Abschiedsrhapsodie zu Ende.

Er sah, als er von der Estrade, auf welcher die Harfe stand, herabstieg, so schlank und knabenhaft

aus, daß Mrs. Rhys bedachte, wie schwer es der Familie ankommen müßte, ihn so allein in eine ihm gänzlich fremde Welt hinauszuschicken.

„Du hast wunderschön gespielt, mein Junge", sagte sie. „Es thut mir fast ebenso leid wie Mr. Rhys, Dich zu verlieren."

Hugh ward, indem er sich begrüßend verbeugte, vor Freude dunkelroth.

„Also, Hugh", sagte sein Gönner, indem er ihm die Hand drückte, „Du gehst den Weg, den alle unsere talentvollen jungen Männer einschlagen — Du wirst der alten Cambria untreu, um dem Rufe Englands zu folgen?"

„Ich folge mehr dem Rufe der Nothwendigkeit, Sir! Was könnte ich hier anders thun, als Noth leiden?"

„Ja, das ist wahr. In der alten Zeit, wo unser Land ein Licht unter den Nationen war, da war es freilich anders, und der Wunsch der geistig begabten Jugend war mehr, nach Wales zu gehen als es zu verlassen."

„Ach Sir, ich wünschte jene alte Zeit besser zu kennen als es der Fall ist. Ich träume fortwährend davon und frage mich, ob sie je wiederkehren könne."

„Nein, dieß kann sie nie — nie. Dennoch aber kannst Du dazu beitragen, der Welt begreiflich zu machen, was wir gewesen und was wir sind. Ich hatte schon seit einiger Zeit die Absicht, Dir eine kleine Abhandlung vorzulesen, welche ich in meinen

Mußestunden ausgearbeitet — eine Art Skizze zu einem größern Werke, das ich nächstens in Angriff zu nehmen gedenke."

„Ist es zu viel verlangt, Sir, wenn ich Sie bitte, mir diese Abhandlung jetzt noch mitzutheilen?"

„Jetzt nicht, Hugh, jetzt nicht. Meine Frau liebt Wales, davon bin ich überzeugt, dennoch aber können wir nicht von ihr verlangen, daß sie langweilige, trockene Geschichten von Briten und Sachsen anhöre und —"

„Owen", unterbrach ihn Katharine, „ich versichere Dir, daß nichts mir größeres Vergnügen machen würde, als Dich diese Abhandlung unserm jungen Freund Hugh und mir vorlesen zu hören."

„Aber Du weißt doch, Katharine", begann er, während eine kaum bemerkbare Röthe in seinen Wangen emporstieg, „ich —"

Sie unterbrach ihn abermals und sagte:

„Ich weiß wohl, Owen, daß ich zeither, wenn Du mich für Dinge zu interessiren gesucht hast, welche Dich interessiren, oft sehr kurzsichtig und undankbar gewesen bin. Jetzt aber weiß ich und gestehe offen, daß ich klüger gethan hätte, Deinen Belehrungen Gehör zu schenken, denn ich würde darin Trost und Beschäftigung für die Stunden gefunden haben, welche, wenn sie nicht nutzenbringend angewendet werden, so gefährlich werden können."

Diese letzten Worte wurden in so leisem Tone gesagt, daß Hugh sie kaum verstehen konnte; Katha-

rinens Gatten aber entging keine Sylbe, kein Accent, kein Ton.

Er sah sie an, als ob er mit den Augen fragte, was dieß Alles zu bedeuten habe, und seltsamer Weise war sein Blick der erste, welcher unsicher ward.

Er ging und öffnete mehrere Wandschränke nach einander, als ob er sein Manuscript suchte, seine Gattin aber sah, daß er mit der neuen Hoffnung kämpfte, welche ihre Worte in ihm erweckt.

Nach einer Weile näherte er sich ihr gemessen und ruhig wie stets, ergriff sie, wie um sie neben sich Platz nehmen zu lassen, bei der Hand, drückte dieselbe einen Augenblick zärtlich und fühlte, daß dieser Druck erwiedert ward.

„Wohlan, Hugh", sagte er, indem er selbst Platz nahm, „da Mrs. Rhys die Güte haben will, meinem Vortrag beizuwohnen, so glaube ich denselben ohne Weiteres beginnen zu können."

Und mit diesen Worten schlug er sein Manuscript auf und begann zu lesen.

Zwanzigstes Kapitel.

Hugh stiftet Unheil.

Wie ermüdend und langweilig der Vortrag des wallisischen Geschichtsforschers auch älteren und klügeren Personen vielleicht erschienen wäre, so hatte derselbe doch für seine jugendlichen Zuhörer so viel Interesse, daß sie ihm von Anfang bis Ende mit unverminderter Aufmerksamkeit folgten.

Während Hugh für sein Erstaunen über mehrere auf diese Weise zu seiner Kenntniß gelangten Thatsachen aus der Geschichte seines Vaterlandes keine Worte finden konnte, sagte Mrs. Rhys in fast heiterem Tone:

„Wohlan, Owen, eine Proselytin hast Du auf alle Fälle gemacht. Hugh Morgan, Du bist Zeuge meiner Erklärung, daß ich fortan Anglo-Celtin bin.“

Mr. Rhys fühlte sich glücklicher als dieß seit vielen langen Monaten der Fall gewesen. Während der letzten Stunde schien das drohende Ungewitter, welches so lange über ihm gestanden, sich verzogen

und nur heitern Himmel und Sonnenschein zurückgelassen zu haben.

Hugh, dem er, wie er wohl fühlte, die angenehme Gelegenheit, zum ersten Male aufrichtige Anerkennung und Aufmerksamkeit von Seiten seiner Gattin zu gewinnen, zum Theil verdankte, sollte die Wirkungen der veränderten Gemüthsstimmung seines Gönners bald empfinden.

Als ihm dieser zum Abschied die Hand drückte, ließ er eine Zehnpfundnote in derselben zurück.

„O, Sir," sagte der junge Mann, als er sah, welches Geschenk er empfangen, „würde es wohl undankbar von mir erscheinen, wenn ich Sie bäte, dieses Geld zurückzunehmen und mir dafür eine andere Gunst zu erzeigen?

„Dieses Geschenk werde ich auf keinen Fall zurücknehmen," antwortete Mr. Rhys, „wenn Du aber sonst noch ein Anliegen hast, so laß Dich nicht abhalten, mich davon in Kenntniß zu setzen. Ich werde ja sehen, ob ich noch etwas für Dich thun kann. Also heraus mit der Sprache!"

„Nun, dann möchte ich bitten, daß Sie meinem Bruder Elias mit Entrichtung seines Pachtzinses einige Monate Frist lassen, bis er sich einigermaßen von seinen schweren Verlusten erholt hat. Er befindet sich in einer so bedrängten Lage, daß ich nicht sehe, wie er sich herausarbeiten könnte.

„Mein lieber Hugh, in dieser Beziehung sei unbesorgt. Dein Bruder soll —"

Ehe Mr. Rhys den auf diese Weise begonnenen

Redesatz beenden konnte, trat rasch Katharine heran, drückte Hugh eine gefüllte Börse in die Hand und sagte:

„Ich werde Deine Familie besuchen, Hugh, und sehen, was ich für sie thun kann. Deine hübsche Schwester Hirell —"

„Hirell ist nicht meine Schwester," bemerkte Hugh lächelnd, „doch das ist einerlei."

„Ja, ja, ganz recht — ich hatte nicht daran gedacht. Ich kenne Hirell noch gar nicht persönlich, wohl aber habe ich von meiner Zofe gehört, daß sie seit jenem schweren Schicksalsschlag, der euch alle betroffen, kränklich und leidend ist. Wenn sie auf einige Tage herüber zu uns kommen wollte, so bin ich überzeugt, daß ihr dieß sehr wohlthätig sein würde."

„Sie wird sich sehr freuen zu hören, daß Sie einen Besuch von ihr gewünscht haben," antwortete Hugh; „sie ist jetzt wieder völlig wohl, ich bezweifle aber, daß sie gut abkommen kann. Hirell ist gar so nothwendig; ohne sie wäre so gut wie kein Leben im Haus und ich glaube auch nicht, daß sie sich entschließen könnte, ihren Vater, wenn auch nur auf einen einzigen Tag, zu verlassen. Was weitere Unterstützung betrifft," fuhr Hugh fort, indem er an den Empfang dachte, den ein Wohlthätigkeitsbesuch bei seinem stolzen, starrsinnigen Bruder finden könnte, „was weitere Unterstützung betrifft, so wird diese durchaus — durchaus —"

„Nicht mehr gebraucht," wollte er sagen; er war

aber zu ehrlich und platzte, nachdem er eine Weile gestottert und gestammelt, geradezu mit den Worten heraus:

„Jetzt hat mein Bruder eine kleine anderweite Einnahmequelle. Er hat seine neuen Zimmer an einen Fremden vermiethet. Wahrscheinlich haben Sie, Mr. Rhys, denselben schon gesehen. Er schweift ortwährend im Freien umher. Wir wünschen oft, daß er mit Ihnen bekannt wäre, denn er hat mehrmals den Wunsch ausgesprochen, gewisse Bücher zu lesen, die er gewiß hier finden würde."

„Dann interessirt er sich also für unser Land. Wer ist er denn?"

„Ein gewisser Mr. Rymer."

„Rymer — Rymer," wiederholte der Nachkomme der celtischen Fürsten in halb gleichgültigem, halb nachdenklichem Tone. „Dieser Name klingt mir bekannt, obschon ich ganz gewiß Niemanden kenne, der denselben trägt."

„Offen gestanden, Sir," fuhr Hugh fort, „Kezia und ich, wir glauben nicht, daß dieß der wirkliche Name dieses Fremden ist."

„Ich weiß nicht, warum dieser Name mir bekannt vorkommt, Katharine," sagte Mr. Rhys, indem er mit zärtlicher Betonung ihren Namen nannte und sich nach ihr herumdrehte.

Ihr Anblick erfüllte ihn mit Erstaunen und Entsetzen.

Sie wußte, wie todtenbleich ihre Lippen und Wangen gewesen waren; als er sich aber herumdrehte,

glaubte sie nicht, daß er wissen könne, was sie in diesen Zustand von tödtlicher Erstarrung versetzt hätte. Sie erwartete einen Ausruf der Ueberraschung, der Furcht, der Besorgniß zu hören, fühlte aber, daß er sie bloß ansah und schwieg.

Besann er sich auf Cunliff's zweiten Namen? Derselbe stand in einem Buch, welches Cunliff ihr zu Anfange ihrer Bekanntschaft geschenkt, und welches sie mit mehrern andern ihrem Gatten geschickt, als derselbe in Italien weilte. War es möglich, daß dieser Name ihm noch erinnerlich war?"

Hugh glaubte, Mr. Rhys sei vor Schrecken über das plötzliche Unwohlsein seiner Gattin wie gelähmt, und als er ihn so unbeweglich dastehen sah, sagte er:

„Was wünschen Sie, daß ich thue, Sir? Soll ich klingeln? Ich bemerkte wohl, daß sie bleich ward, glaubte aber nicht, daß sie krank wäre."

„Es ist mir wieder besser — ich glaube, die Luft in diesem Zimmer ist zu schwül und zu heiß," stammelten die bleichen Lippen mit Mühe.

„Guten Morgen, Hugh; ich wünsche Dir für die Zukunft alles mögliche Glück und Gedeihen," sagte Mr. Rhys in kaltem, gezwungenem Tone.

„Leben Sie wohl, Sir; ich danke Ihnen für alle Ihre Güte."

Und mit diesen Worten verließ Hugh das Zimmer, wo er so viele angenehme Stunden verlebt, und ließ die kleine Börse, welche Mrs. Rhys ihm gegeben, auf einem Bücherbret liegen, an welchem sein Weg ihn vorüber führte.

Als Katharine fühlte, daß sie mit ihrem Gatten allein war, kehrte ihre tödtliche Erstarrung zurück. Sie schloß die Augen und öffnete dieselben nicht eher wieder, als bis das scharfe Schließen der Thür sie bewog, mit einem unterdrückten Schrei auf ihre Füße emporzuspringen.

Er war fort!

Mit wildem, hoffnungslosem Ungestüm eilte sie nach der Thür, und dann ans Fenster.

Neben dem Fenster hing ein Gypsabguß von einem merkwürdigen alten Kreuz, welches sie gleich anfangs, als sie dieses Zimmer vor einem Jahre zum ersten Male gesehen, mit großem Interesse betrachtet.

Es war eine Nachbildung des „Maen Achwyn fon" oder „Steins der Klage," der in der Nähe von Whitford steht. Sie hatte von ihrem Gatten gehört, daß in frühern Zeiten am Fuße dieses Kreuzes Buße gethan und Thränen der Zerknirschung und Demüthigung vergossen worden.

Als sie jetzt in ihrer unaussprechlichen Angst und Verzweiflung davorstand, fragte sie sich, ob die vielen schwerbeladenen Seelen, die am Fuße dieses geheiligten Symbols Trost und Erleichterung gesucht, dieß beides auch gefunden hätten.

Und dann, ohne erst das Für und Gegen abzuwägen, sank sie mit einem Aufschrei, so bitter wie nur irgend ein büßender Pilgrim am Ziele seiner Wallfahrt ausgestoßen haben konnte, weinend und schluchzend auf ihre Kniee nieder.

Ende des ersten Bandes.